

**Helmut Glück**

# **Die Fremdsprache Deutsch**

**im Zeitalter der Aufklärung, der Klassik  
und der Romantik**



Harrassowitz



**Fremdsprachen**  
in Geschichte und Gegenwart 12



Fremdsprachen  
in Geschichte und Gegenwart

Herausgegeben von  
Helmut Glück und Konrad Schröder

Band 12

2013

Harrassowitz Verlag · Wiesbaden

Helmut Glück

Die Fremdsprache Deutsch  
im Zeitalter der Aufklärung, der Klassik  
und der Romantik

Grundzüge der deutschen Sprachgeschichte  
in Europa

2013

Harrassowitz Verlag · Wiesbaden

Gedruckt mit Unterstützung der Fritz-Thyssen-Stiftung, Köln.

Umschlagabbildung: Kleiner Trommler. Putto an der Parkfassade des Schlosses Oranienbaum in Wörlitz-Oranienbaum.

Photographie: Annette Glück-Schmidt

Wissenschaftlicher Beirat: Csaba Földes, Mark Häberlein, Hilmar Hoffmann, Barbara Kaltz, Jochen Pleines, Libuše Špáčilová, Harald Weinrich, Vibeke Winge.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Bibliographic information published by the Deutsche Nationalbibliothek  
The Deutsche Nationalbibliothek lists this publication in the Deutsche Nationalbibliografie; detailed bibliographic data are available in the internet at <http://dnb.dnb.de>

Informationen zum Verlagsprogramm finden Sie unter  
<http://www.harrassowitz-verlag.de>

© Otto Harrassowitz GmbH & Co. KG, Wiesbaden 2013  
Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen jeder Art, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und für die Einspeicherung in elektronische Systeme.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Druck und Verarbeitung: Hubert & Co., Göttingen

Printed in Germany

ISSN 1860-5842

ISBN 978-3-447-10033-5

e-ISBN PDF 978-3-447-19156-2

Für Annette



# Inhalt

Einleitung .....	17
Gliederung .....	18
Forschungsstand .....	19
Sprachkontakt als Prozess und als Resultat: Vom Küchenlatein zum Türkendeutsch ....	22
Zur Ur- und Frühgeschichte der Germanistik .....	24
Deutsche Sprachgeschichte, europäisch vernetzt.....	26
Redaktionelle und technische Hinweise .....	27
Danksagungen.....	29
I. Themen.....	33
I.1 Vorstellungen vom Sprachenlernen im 18. Jahrhundert.....	35
Zusammenfassung.....	38
I.2 Funktionen und Domänen der Fremdsprache Deutsch.....	39
I.2.1 Der Wert der Fremdsprache Deutsch.....	39
I.2.2 Warum Deutsch lernen? .....	41
I.2.3 Der „homo migrans“ und die Sprachen .....	42
Zusammenfassung.....	45
I.3 Die Amts- und Hofsprache Deutsch und ihre Konkurrenten .....	47
Zusammenfassung.....	51
I.4 Der Aufbau der Grammatiken .....	53
I.4.1 Die Redeteile .....	53
Die Nomina .....	53
Die Verben .....	54
Die unflektierbaren Wortarten.....	59
Die Syntax.....	60
I.4.2 „Grammatica Congrua“ und „Grammatica Ornata“ .....	61
I.4.3 Fremdwortdiskussionen.....	62
I.4.4 Die Beschreibungssprache(n) .....	64
Zusammenfassung.....	67
I.5 Die Beschaffenheit der Fremdsprache Deutsch.....	69
Zusammenfassung.....	78
I.6 Unklare Normen, löchrige Regeln, schwankende Standards für die Fremdsprache Deutsch .....	79
I.6.1 Die Lautebene.....	79
I.6.2 Die Wörter und ihre Formen.....	84
I.6.3 Syntagmen .....	87
Zusammenfassung.....	91

I.7 Die „Hauptschwierigkeiten des Deutschen“ .....	92
Zusammenfassung .....	97
I.8 Aussprachelehren für die Fremdsprache Deutsch .....	98
Jean Perger, „La veritable et unique grammaire alemande“, 1682 .....	102
Matthias Kramer, „I veri fondamenti della lingua tedesca ò germanica“, 1694 ....	103
Ignaz Weitenauer, „Institutiones Linguae Germanicae“, 1762.....	105
„Grammatica tedesca o sia metodo facile per imparare la lingua tedesca“, 1774 ...	107
Zusammenfassung .....	108
I.9 Lehrmaterialien für die Fremdsprache Deutsch. Eine kleine Typologie.....	110
Der Auslandsbezug der ‚inländischen‘ Grammatiken .....	110
Merkmale von Lehrwerken für die Fremdsprache Deutsch.....	110
Das mehrsprachige Wörterbuch .....	112
Das zweisprachige Wörterbuch .....	115
Der Nomenklator .....	115
Das Fachwortglossar.....	115
Das phraseologische Wörterbuch .....	118
Das etymologische Wörterbuch.....	118
Die (Lern-) Grammatik und das Lehrbuch .....	119
Das Gesprächsbuch.....	119
Die Fibel.....	121
Der Briefsteller .....	121
Zusammenfassung .....	122
I.10 Anredekonventionen und Titulaturen als Lernstoff .....	123
Die drei Konventionen des Duzens .....	124
Das Ihrzen.....	125
Das Erzen.....	126
Verbales Buckeln: ‚Dero‘ und ‚dieselben‘ samt Anrede-Adjektiven .....	126
Das Siezen .....	128
Die verbale Selbstverleugnung und ihre Kritiker .....	129
Systematisierungen I: Jean Perger, „La veritable et unique grammaire alemande“, 1682 .....	129
Systematisierungen II: Matthias Kramer, „I veri fondamenti della lingua tedesca ò germanica“, 1694 .....	130
Systematisierungen III: Gottsched und Adelung .....	131
Systematisierungen IV: Lehrbücher für die Fremdsprache Deutsch .....	132
Anredewörter .....	133
Zusammenfassung .....	136

I.11 Kulturgeschichte im Lehrbuch .....	138
I.11.1 Mädchen und Frauen .....	139
Mädchenbildung im 18. Jahrhundert.....	139
Weiblicher Fremdsprachenerwerb .....	141
Frauen und „weibliche“ Themen im Lehrbuch .....	142
„Von den Schönheiten des jungen Mädgens“ .....	144
Zwischenresümee .....	145
I.11.2 Die Kavaliertour.....	145
Der Hofmeister.....	147
Die Kavaliereise als Lehrbuchthema.....	148
Zwischenresümee .....	152
I.11.3 Politik und Militär .....	152
Die Türkenkriege .....	153
Die Soldaten und die Sprachen .....	155
Zwischenresümee .....	158
I.11.4 Krankheit und Tod.....	159
I.11.5 Die Strafrechtspflege.....	161
I.11.6 Sprachmeister und Sprachunterricht.....	163
Zwischenresümee .....	166
I.11.7 <i>Savoir vivre</i> im Lehrbuch .....	167
Gesellige Spiele.....	167
Musik und Malerei .....	168
Körperertüchtigung .....	171
Wie man sich unbeliebt macht .....	172
Modegetränke und Tabakrauchen .....	173
Zwischenresümee .....	176
Zusammenfassung.....	177
II. Personen.....	179
II.1 Matthias Kramer.....	179
Zusammenfassung.....	187
II.2 Johann Christoph Gottsched.....	188
Zusammenfassung.....	204
II.3 Johann Christoph Adelung.....	205
Zusammenfassung.....	210
II. 4. Friedrich Eberhard Rambach.....	211
Zusammenfassung.....	216
II.5 Ergebnisse .....	217

III. Räume .....	219
III.1 Deutschland, Österreich, Schweiz.....	219
III.1.1 Bibliographische Lage.....	219
III.1.2 Vorgeschichte und Rahmenbedingungen .....	219
III.1.3 Institutionen und Personen .....	220
Lehrjahre im Ausland .....	220
Die Schulen .....	221
Das Militär und die Sprachen .....	224
Die Hohe Carlsschule .....	226
III.1.4 Sprachkontakte .....	229
III.1.5 Die Juden und das Jiddische.....	229
III.1.7 Die Sorben und andere „Wenden“ .....	232
III.1.8 Zusammenfassung .....	234
III.2 Das Königreich Böhmen .....	235
III.2.1 Bibliographische Lage.....	235
III.2.2 Vorgeschichte und Rahmenbedingungen .....	235
III.2.3 Institutionen und Personen .....	239
Die Schulreformen Maria Theresias .....	239
Die „Societas incognitorum eruditorum in terris austriacis“ in Olmütz .....	242
III.2.4 Lehr- und Gesprächsbücher für den DaF-Unterricht.....	244
III.2.5 Wörterbücher.....	249
III.2.6 Sprachkontakte .....	252
III.2.7 Lehrbücher des Tschechischen, Tschechischunterricht für Deutsche .....	253
III.2.8 Zusammenfassung .....	255
III.3 Polen und Litauen.....	256
III.3.1 Bibliographische Lage.....	256
III.3.2 Vorgeschichte und politische Rahmenbedingungen .....	257
Goethes Beitrag zur polnischen Frage .....	261
III.3.3 Institutionen und Personen .....	262
III.3.4 Lehr- und Gesprächsbücher für den DaF-Unterricht.....	265
Das 17. Jahrhundert .....	265
Johann Friedrich Nagell „Grammatica Germanica“ (1714).....	267
Gottsched in Polen.....	268
Lehrbücher nach Gottsched .....	270
Gesprächsbücher.....	273
Welche Sprache für die Fibel?.....	275
III.3.5 Wörterbücher.....	278
III.3.6 Sprachkontakte .....	283
III.3.7 Lehrbücher des Polnischen, Polnischunterricht für Deutsche .....	284

III.3.8 Litauen .....	289
III.3.9 Zusammenfassung.....	290
III.4 Russland.....	292
III.4.1 Bibliographische Lage .....	292
III.4.2 Vorgeschichte und Rahmenbedingungen.....	292
III.4.3 Institutionen und Personen.....	293
Grammatiker, Lexikographen und Deutschlehrer .....	295
III.4.4 Lehr- und Gesprächsbücher für den DaF-Unterricht .....	299
Martin Schwanwitz, „Teutsche Grammatica“ (1730, 1745) .....	301
Gottsched und Adeling in Russland .....	307
III.4.5 Wörterbücher .....	310
Bearbeitungen lateinischer Schulvokabulare.....	310
Wörterbücher seit 1750 .....	313
Wörterbücher für Offiziere und Soldaten.....	316
III.4.6 Sprachkontakte.....	319
III.4.7 Lehrbücher des Russischen, Russischunterricht für Deutsche .....	321
Die „Anfangsgründe der russischen Sprache“ (1731).....	321
Die russischen Grammatiken von August Ludwig Schlözer (1764), Wolfgang Jacob Rodde (1773) und Johann Severin Vater (1808).....	324
III.4.8 Zusammenfassung.....	325
III.5 Estland, Livland und Kurland.....	327
III.5.1 Bibliographische Lage .....	327
III.5.2 Vorgeschichte und Rahmenbedingungen.....	327
III.5.3 Institutionen und Personen.....	327
„Halbdeutsch“ und „Kleindeutsch“ .....	328
III.5.4 Lehr- und Gesprächsbücher für den DaF-Unterricht .....	329
III.5.5 Wörterbücher .....	329
III.5.6 Grammatiken und Lehrbücher der Landessprachen.....	331
III.5.7 Zusammenfassung.....	332
III.6 Das Königreich Ungarn samt Siebenbürgen .....	333
III.6.1 Bibliographische Lage .....	333
III.6.2 Vorgeschichte und Rahmenbedingungen.....	333
III.6.3 Institutionen und Personen.....	335
III.6.4 Lehr- und Gesprächsbücher für den DaF-Unterricht .....	336
Ungarn.....	336
Kroatien.....	339
Serbien .....	340
III.6.5 Wörterbücher .....	342
Ungarisch .....	342
Kroatisch .....	344

Serbisch .....	345
Slovakisch, Rumänisch.....	345
III.6.6 Das Esseger Deutsch .....	345
III.6.7 Lehrmaterial für die Landessprachen, auf Deutsch und/oder von Deutschen und/oder für Deutsche verfasst .....	346
Ungarisch.....	346
Kroatisch.....	346
Serbisch .....	347
Rumänisch .....	347
III.6.8 Jenseits der Militärgrenze: Die Türken und das Deutsche .....	347
III.6.9 Zusammenfassung .....	348
III.7 Das Herzogtum Krain.....	349
III.7.1 Bibliographische Lage.....	349
III.7.2 Vorgeschichte und Rahmenbedingungen .....	349
III.7.3 Wörterbücher.....	350
III.7.4 Lehrbücher des Slovenischen.....	351
III.7.5 Zusammenfassung .....	352
III.8 Frankreich .....	353
III.8.1 Bibliographische Lage.....	353
III.8.2 Vorgeschichte und Rahmenbedingungen .....	353
III.8.3 Institutionen und Personen .....	358
Zwischenresümee .....	367
III.8.4 Lehr- und Gesprächsbücher für den DaF-Unterricht.....	367
Das 17. Jahrhundert .....	368
Jean Perger, „La veritable et unique grammaire alemande“ (1682) .....	370
Pierre Canel, „Königliche Teutsche Grammatic“ (1689) .....	373
Die ersten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts .....	374
Gottsched in Frankreich.....	377
Georg Adam Juncker, „Nouveaux principes de la langue allemande“ (1760/1802) .....	377
Adelung in Frankreich .....	379
Zwischenresümee .....	383
III.8.5 Wörterbücher.....	383
Die Wörterbücher von Christian Friedrich Schwan.....	389
Wörterbücher seit 1800 .....	392
Mehrsprachige Wörterbücher .....	394
III.8.6 Sprachkontakte .....	396
III.8.7 Lehrbücher des Französischen, Französischunterricht für Deutsche.....	397
III.8.8 Zusammenfassung .....	397

III.9 Italien .....	399
III.9.1 Bibliographische Lage .....	399
III.9.2 Vorgeschichte und politische Rahmenbedingungen .....	399
Die italienischen Besitzungen der Habsburger.....	399
Italienisch und Italiener in Deutschland .....	400
Balthasar Paumgartners Knechte lernen Italienisch .....	401
Der Sprachmeister Caspar Schloher in Jena.....	401
III.9.3 Institutionen und Personen.....	402
III.9.4 Lehr- und Gesprächsbücher für den DaF-Unterricht .....	403
Das Deutschbuch von Giovanni Alessandro Lonchamps (1640) .....	403
Matthias Chirchmair, „Grammatica della lingua Tedesca“ (1688) .....	405
Matthias Kramer, „I veri fondamenti della lingua tedesca“ (1694).....	406
Von Kramer zu Gottsched.....	407
Gottsched in Italien: Ferdinand Sanftlebens Lerngrammatik .....	409
Das Gesprächsbuch des Francesco Bortoletti (1755) .....	412
Friedrich der Große und die Fremdwortverdeutschung im Lehrbuch (1774).....	415
Adelung in Italien.....	417
Zwischenresümee .....	419
III.9.5 Wörterbücher .....	419
III.9.6 Sprachkontakte.....	426
III.9.7 Lehrbücher des Italienischen, Italienischunterricht für Deutsche .....	426
Die Grammatik des Scipio Lentulus .....	427
Matthias Kramers italienische Wortbildungslehre .....	427
Gesprächsbücher für den Italienisch-Unterricht.....	428
III.9.8 Zusammenfassung.....	429
III.10 Die Niederlande .....	430
III.10.1 Bibliographische Lage .....	430
III.10.2 Institutionen und Personen.....	430
III.10.3 Lehr- und Gesprächsbücher für den DaF-Unterricht .....	430
Gottsched in den Niederlanden .....	431
III.10.4 Wörterbücher .....	434
III.10.5 Lehrbücher des Niederländischen .....	434
III.10.6 Zusammenfassung.....	435
III.11 Dänemark und Norwegen .....	436
III.11.1 Bibliographische Lage .....	436
III.11.2 Vorgeschichte und politische Rahmenbedingungen .....	436
III.11.3 Institutionen und Personen.....	439
III.11.4 Lehr- und Gesprächsbücher für den DaF-Unterricht .....	439
Johann Jakob Langjahr, „Kurzgefaßte Anleitung [...]“ (1697).....	440
Hans Reutner von Rügenberg, „Nye forbedrit Grammatica“ (1709).....	441

Johann Schaller, „En Dansk [...] Indledning til det Høj-TydskeSprog“ (1716)....	443
Gregor La Forêt, „Lingua Germanica in ore Danico“ (1726).....	447
Johannes Crispin, „Gründliche Anweisung“ (1742).....	450
Johann Bernhard Basedow, „Neue Lehrart [...] der Teutschen Sprache“ (1759)...	452
Sprach- und Gesprächsbücher nach 1760 .....	456
III.11.5 Wörterbücher.....	460
III.11.6 Sprachkontakte .....	461
III.11.7 Lehrbücher des Dänischen, Dänischunterricht für Deutsche.....	462
Zusammenfassung .....	464
III.12. Schweden und Finnland .....	466
III.12.1 Bibliographische Lage.....	466
III.12.2 Vorgeschichte und politische Rahmenbedingungen.....	466
III.12.3 Institutionen und Personen .....	467
III.12.4 Lehr- und Gesprächsbücher für den DaF-Unterricht.....	468
Die Anfänge im 17. Jahrhundert.....	468
Paul Jacob Marperger, „Schwedischer Kauffmann“ (1706).....	469
Georg Barenius, „Neue deutsche Sprachkunst“ (1707) .....	469
Joachim Johann Fichtelius „Wegweiser zur Teutschen Sprache“ (1717).....	470
Die „Paradigmata partium orationis lingvae Germanicae flexibilium“ (1718).....	471
Andreas Heldmanns Lehrbücher (1726, 1749).....	472
Der „Deutsche Sprachmeister“ von Albert Giese (1730) .....	476
Die „Einführung“ von Nicolaus zum Felde (1734) .....	477
Lehrbücher zwischen 1780 und 1815 .....	477
Zwischenresümee .....	479
III.12.5 Wörterbücher.....	479
Mehrsprachige Wörterbücher .....	479
Zweisprachige Wörterbücher.....	480
Zwischenresümee .....	481
III.12.6 Lehrbücher des Schwedischen, Schwedischunterricht für Deutsche.....	482
Zusammenfassung .....	483
III.13 Großbritannien und seine Kolonien.....	484
III.13.1 Bibliographische Lage.....	484
III.13.2 Vorgeschichte und Rahmenbedingungen .....	484
III.13.3 Institutionen und Personen .....	485
III.13.4 Lehr- und Gesprächsbücher für den DaF-Unterricht.....	488
Heinrich Offelen, „A Double Grammar“ (1687) .....	488
Sprachlehren seit 1700.....	490
Gottsched in England.....	491
Adelung in England: Heinrich Christoph Albrecht, „Kurze Grammatik des Deutschen“ (1786).....	493

Weitere Lehrbücher nach Adelung.....	494
III.13.5 Wörterbücher .....	496
III.13.6 Lehrbücher des Englischen, Englischunterricht für Deutsche .....	498
Zusammenfassung.....	501
III.14 Spanien, Portugal und ihre Kolonien .....	502
III.14.1 Bibliographische Lage .....	502
III.14.2 Vorgeschichte und politische Rahmenbedingungen .....	502
III.14.3 Institutionen und Personen.....	504
III.14.4 Das „Manual del Soldado Espannol en Alemannia“ (1807) .....	504
III.14.5 Antonio de Villa, „Gramática de la lengua Alemana“ (1792).....	506
III.14.6 Wörterbücher .....	510
III.14.7 Lehrbücher des Spanischen, Spanischunterricht für Deutsche.....	511
III.14.8 Portugal .....	514
III.14.9 Zusammenfassung.....	516
Statistischer Anhang .....	517
Abteilung 1 .....	519
Abteilung 2 .....	529
Schluss.....	531
Bibliographie.....	535
Abbildungsverzeichnis .....	675
Tabellenverzeichnis .....	677
Ortsnamenkonkordanz.....	679
Register.....	681



# Einleitung

Dieses Buch ist ein Beitrag zur Geschichte der Fremdsprache Deutsch und gleichzeitig zur transkulturellen Sprachgeschichte des Deutschen vom späten 17. bis zum frühen 19. Jahrhundert. Es setzt die in meinem Buch „Deutsch als Fremdsprache in Europa vom Mittelalter bis zur Barockzeit“ (2002) begonnene Fachgeschichte des Deutschen als Fremdsprache für das Zeitalter der Aufklärung, der Klassik und der Romantik fort.

Für die Formulierung des Titels zog ich geistesgeschichtliche Epochenbenennungen anderen möglichen Terminologien vor, weil ich damit deutlich machen will, dass ich seine Gegenstände nicht nur unter sprachgeschichtlichen, sondern auch unter geistes- und kulturgeschichtlichen Aspekten betrachte und darstelle, denn: „Die Sprache ist eine der Verkörperungen des Gesellschafts- oder Seelenlebens“ (Norbert Elias)<sup>1</sup>, und das gilt auch für die Fremdsprachen, die eine Gesellschaft für lernenswert hält.

An vielen Stellen greift dieses Buch auf das späte 17. Jahrhundert zurück, denn dort entstanden viele der Lehr- und Wörterbücher, die im 18. Jahrhundert verwendet und nachgedruckt wurden. An vielen anderen Stellen greift es vor auf das 19. Jahrhundert, denn das Jahr 1800 wäre eine sehr willkürliche zeitliche Grenze. Deshalb wird auch das Zeitalter der Französischen Revolution und Napoleons bis zum Jahr 1815 in diesem Buch behandelt. In diesen Jahren erlebte Kontinentaleuropa temporäre Sprachkontakte von großer Dichte und hoher Frequenz aufgrund der Präsenz zunächst von Emigranten, dann von Militär und Verwaltungsbeamten aus Frankreich und seinen Vasallenstaaten. Mitunter wird pauschal auf ganze Abschnitte in „Deutsch als Fremdsprache in Europa vom Mittelalter bis zur Barockzeit“ (im folgenden: „Bd. I“) verwiesen – es sind meist solche Abschnitte, in denen dieses Buch auf das 18. Jahrhundert ausgriff. Solche Ausgriffe werden teils in kurzen Referaten repetiert, teils summarisch zusammengefasst, teils nur in Fußnoten erwähnt, aber nicht vollständig wiederholt.

Vor zehn Jahren schrieb ich, dass sich die Lehre der Fremdsprache Deutsch im 18. Jahrhundert „nationalisiert“ habe und deshalb großräumige Darstellungen nicht mehr möglich seien.<sup>2</sup> Die Förderung meiner Forschungen durch die Fritz-Thyssen-Stiftung (Näheres unten) hat diese Einschätzung gegenstandslos gemacht. Das vorliegende Buch zeigt in seinem Aufbau, dass diese „Nationalisierung“ in großem Umfang stattfand: Teil III ist durchgängig nach Ländern bzw. Sprachräumen gegliedert.

Bd. I hatte den ganzen Südosten Europas unberücksichtigt gelassen.<sup>3</sup> In das vorliegende Buch konnte er einbezogen werden, weil mit der Bibliographie von Lenhart/Kovács (2013) inzwischen ein Hilfsmittel vorliegt, das eine erste Orientierung ermöglicht. Möglicherweise ist Kapitel III.6 dieses Buches, das dem historischen Königreich Ungarn samt Siebenbürgen gewidmet ist, besonders lückenhaft. Das ist ein Risiko, das wir um der Vollständigkeit des Gesamtüberblicks willen in Kauf nehmen.

---

1 Elias 1997, I, 244.

2 Bd. I, 459.

3 Bd. I, 8.

Die Methodik ist einfach: dieses Buch beruht auf Lektüre, auf dem Studium von Quellentexten und Forschungsliteratur. In großen Passagen ist das Resultat dieser Lektürearbeit die Paraphrase, die reflektierte, selektive, kürzende, zusammenfassende, oft wertende Wiedergabe des Inhalts von Quellentexten und Forschungsbeiträgen. In Zeiten des allgegenwärtigen Plagiats-Verdachts muss daran erinnert werden, dass das Paraphrasieren ein wesentliches Verfahren der historischen und der philologischen Forschung war, ist und bleiben wird.<sup>4</sup>

### *Gliederung*

Das Buch gliedert sich in drei Teile. Teil I ist thematisch gegliedert. Er befasst sich mit sprachhistorischen, systematisch-linguistischen und pragmatischen Aspekten, mit der Frage, welche Eigenschaften eine Beschreibung der deutschen Sprache zu einem Lehrbuch machen, mit dem Problem der Standardnorm und mit den thematischen Schwerpunkten der Quellen.

Teil II ist drei Personen gewidmet, deren Werk die Grammatikographie des Deutschen einerseits, die Lehrwerkproduktion für die Fremdsprache Deutsch maßgeblich geprägt hat: Matthias Kramer, Johann Christoph Gottsched und Johann Christoph Adelung. Eine vierte Person kam dazu, Friedrich Eberhard Rambach. Rambach hat das erste Lehrbuch des Deutschen in deutscher Sprache verfasst, das in Deutschland erschien und sich ausdrücklich an „Ausländer“, nämlich ausländische Studierende an der Berliner Bauakademie, richtete.

Teil III ist eher nach Sprachräumen gegliedert, weniger nach politischen Grenzen.<sup>5</sup> Das war nicht überall einfach, Abweichungen werden im Einzelfall begründet. Die einzelnen Kapitel dieses Teils sind nach einem festen Schema aufgebaut (wiederum mit Abweichungen). Zunächst werden der Forschungsstand und die bibliographische Lage zum betreffenden Sprachraum beschrieben (1), darauf folgt ein Abschnitt zur Vorgeschichte, soweit relevant, und zu den politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Rahmenbedingungen (2). Dann geht es um die Institutionen, an denen die Fremdsprache Deutsch gelehrt wurde, und die Personen, die dort tätig waren (3). Darauf folgt die Darstellung der Lehrwerke für den DaF-Unterricht (4) aus dem (für den) jeweiligen Sprachraum. Hier wird teils zusammenfassend verfahren, teils wird auf einzelne Werke eingegangen. (5) ist den Wörterbüchern gewidmet, die die jeweilige Sprache mit dem Deutschen (und ggf. weiteren Sprachen) verbanden, in (6) geht es um Sprachkontakte im engeren Sinn, konzentriert auf den Untersuchungszeitraum. Am Schluss wird (teilweise cursorisch, teilweise detailliert) auf Lehrwerke eingegangen, die dem Erwerb der jeweiligen Landessprache dienen sollten, namentlich solche, die auf Deutsch verfasst sind. Jedes Kapitel endet mit einer Zusammenfassung.

Sprachen werden durch Erwachsene in der Regel nicht zweckfrei erworben. Spracherwerb jenseits des Erstspracherwerbs bedarf eines Motivs, denn er kostet Zeit, Kraft und Geduld, oft auch Geld. Diese Motive sind in Bd. I in einem umfangreichen Kapitel über die sozialen Domänen des Deutschlernens abgehandelt worden (Kap. 5). Solche Domänen

---

4 Vgl. dazu Theisohn 2012.

5 Literatur zur Entwicklung des Konzepts der politischen Grenzen zwischen Herrschaftsräumen (Landesgrenzen) und seiner materiellen Korrelate (Passwesen, Kontrollen, Niederlassungsregelungen, Ausländerrecht u. dgl.) findet sich bei Braun 2008, 394f. (Anm. 69) und ebd., 404-413.

waren der Handel, die Schulen, die Universitäten und das Handwerk, aber auch das Reisen, der Kindertausch oder die Migration. Diese Gliederung war nicht unproblematisch, weil es zu Zuordnungsproblemen und gelegentlichen Überschneidungen mit den Abschnitten zu den einzelnen Ländern führte. Deshalb wird in diesem Buch diese Systematik verlassen. Die Motive, aus denen heraus Deutsch gelernt wurde, und die Domänen, in denen das geschah, werden in Teil III behandelt. Ein statistischer Anhang schlüsselt auf, wie sich die benutzten Quellen (fast 1000 Titel) auf Gattungen, Sprachen und Druckorte verteilen.

Die Bibliographie gliedert sich in drei Teile: A. Quellen, B. Bibliographien und Nachschlagewerke, C. Literatur. Im Anhang befinden sich eine Ortsnamenkonkordanz und drei Register.

### *Forschungsstand*

In diesem Abschnitt wird nur die Forschungsliteratur referiert, die für die Geschichte der Fremdsprache Deutsch von allgemeinem Interesse ist. Die Spezialliteratur zu den einzelnen Sprachräumen Europas wird am Anfang des jeweiligen Kapitels in Teil III aufgeführt.

Die grammatische Erforschung des Deutschen von ihren Anfängen im 16. Jahrhundert bis zu Johann Christoph Adelungs „Umständlichem Lehrgebäude“ (1782; im folgenden „UL“) hat der Wiener Germanist Max Hermann Jellinek monographisch nach den einzelnen Autoren und ihren Werken (1913) und systematisch nach einzelnen Ebenen der Grammatik (1914) beschrieben. Seine Arbeit ist immer noch unverzichtbar und in wesentlichen Punkten nicht überholt. Sie berücksichtigt die Auslandsperspektive durchaus, wenn sie auch die „auslandsgermanistische“ Grammatikproduktion weitgehend ignoriert und die „grammaticae minores“, die Sprachmeister-Grammatiken, ganz aus dem Gegenstandsbereich ausschließt. Claudine Moulin-Fankhänel's Bibliographien (1994, 1997) setzten Jellineks Arbeit fort und aktualisierten sie, ersetzen sie aber nicht. Maßgeblich für die deutsche Sprachgeschichte im 18. Jahrhundert ist die Arbeit von Peter von Polenz (1994), in der die internationalen Verflechtungen des Deutschen zwar nicht systematisch, aber doch an vielen Punkten berücksichtigt wurden.

Das von Herbert Brekle, Edeltraud Dobnig-Jülch, Hans Jürgen Höller, Helmut Weiß und vielen Mitautoren erarbeitete „Bio-bibliographische Handbuch zur Sprachwissenschaft des 18. Jahrhunderts“ in acht Bänden (1992-2005) vertiefte den Stand des biographischen und bibliographischen Wissens über viele Autoren des 18. Jahrhunderts erheblich. Es wird im Folgenden mit „BBHS“ abgekürzt zitiert. Bernd Naumann (1986) versuchte, Jellineks Werk durch eine Beschreibung von Schulgrammatiken aus dem Zeitraum zwischen 1782 und der Mitte des 19. Jahrhunderts fortzusetzen; aus dem sprachlichen Ausland stammende Grammatiken des Deutschen blendete er – ebenso wie Gardt (1999) – vollkommen aus. Gardt (1994, 1999) befasst sich im übrigen stärker mit der geistesgeschichtlichen Bedeutung der von ihm berücksichtigten Autoren des 17. und 18. Jahrhunderts als mit ihren konkreten Beiträgen zu Grammatikschreibung und Lexikographie. Die deutschen Grammatiken aus Österreich aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hat Paul Roessler (1997) aufgearbeitet; bei ihm sind „auslandsgermanistische“ Aspekte am Rande berücksichtigt.

Konrad Schröders sechsbändiges „Biographisches und bibliographisches Lexikon der Fremdsprachenlehrer des deutschsprachigen Raumes, Spätmittelalter bis 1800“ (1992-1999) ist ein unverzichtbares Nachschlagewerk zu Leben und Werk der in Deutschland bis

1800 nachweisbaren Sprachmeister. Es wird im Folgenden mit „Schröder BBH“ zitiert. Allerdings schränkt der Umstand, dass es keine Quellen nachweist, seine Benutzbarkeit ein. In der für 2014 angekündigten überarbeiteten Neuauflage wird dieser Mangel behoben werden.

Die Darstellung der fremdsprachendidaktischen Konzepte des 18. Jahrhunderts von Jean-Antoine Caravolas (2001) berücksichtigt auch die Fremdsprache Deutsch, allerdings höchst lückenhaft. Das gilt in noch stärkerem Maße für die Arbeiten von Renzo Titone (1968) und Louis G. Kelly (1969). Die Arbeit zur Geschichte der (einsprachigen) Lexikographie des Deutschen von Ulrike Haß-Zumkehr (2001) enthält ein Kapitel über die Wörterbücher der Aufklärungszeit; sprachenübergreifende, transkulturelle Gesichtspunkte spielen dort keine Rolle.

An der „Arbeitsstelle für die Geschichte des Deutschen als Fremdsprache“ der Universität Bamberg wurden mehrere kommentierte Bibliographien der Hilfsmittel für den Erwerb der Fremdsprache Deutsch erarbeitet. Sie erfassen Vokabulare, Wörterbücher, Grammatiken, Lehrbücher und sonstiges Material, das im fremdsprachlichen Deutschunterricht verwendet wurde. Der erfasste Zeitraum reicht vom 15. bzw. 16. bis zum 20. Jahrhundert. Die erfassten (Sprach-) Räume sind das historische Königreich Böhmen (Glück/Klatte/Spáčil/Spáčilová 2002), Polen (Glück/Schröder 2007), Russland, Litauen, Lettland (Livland) und Estland (Glück/Pörzgen 2008) sowie das historische Königreich Ungarn (Lenhart/Kovács 2013). Im Zusammenhang mit diesen Projekten entstanden die Dissertationen von Kristine Koch (2002) zur Fremdsprache Deutsch in Russland im 18. Jahrhundert, von Ineta Polanska (2002) zu den lettischen Einflüssen auf das Baltendeutsche, von Holger Klatte (2006) zu deutsch-tschechischen Sprachbüchern des 16. Jahrhunderts und von Mona Navab Motlagh (2007) zur Geschichte der Fremdsprache Deutsch im Iran, außerdem eine Reihe von unveröffentlichten Diplom- und Magisterarbeiten.<sup>6</sup> Diese Arbeiten haben in Teilen ein Forschungsdesiderat eingelöst, das Moulin-Fankhänel so beschrieb:

Eine systematische Aufarbeitung des Quellenmaterials unter dem Aspekt von Grammatiktheorie, Sprachvergleich und Sprachvermittlung ist hier, insbesondere auch für die Geschichte des Deutschen als Fremdsprache, wünschenswert, wobei die quellenkundliche Erfassung der außerhalb des deutschsprachigen Raumes erschienenen fremdsprachigen Grammatiken und Orthographielehren des Deutschen noch zu leisten wäre.<sup>7</sup>

Werner Hüllens „Kleine Geschichte des Fremdsprachenlernens“ (2006) verspricht im Titel mehr, als sie hält, denn sie konzentriert sich auf den Unterricht des Französischen und Englischen in Preußen. Sie ist nur in wenigen Fällen aus den Quellen gearbeitet und im Übrigen eine oft problematische Kompilation aus der Sekundärliteratur.<sup>8</sup> Die Fremdsprache Deutsch kommt nur am Rande vor. Das von Gerhard Helbig und einigen Didaktikern herausgegebene Handbuch „Deutsch als Fremdsprache“ (HSK 19) ist geschichtsblind und kennt die eigene Fachgeschichte (auf dem 2001 erreichten Stand) nicht. Nützliche Einzel-

---

6 Sie sind aufgeführt in Glück 2013.

7 Moulin-Fankhänel 2000, 1909.

8 Vgl. meine Rezension zu diesem Büchlein (Glück 2008).

studien enthält der Sammelband, den Hüllen und Friederike Klippel (2005) herausgegeben haben.

Viele Historiker, nicht zuletzt die Vertreter der historischen Migrationsforschung, ignorieren die sprachgeschichtliche Forschung zu Sprach- und Kulturkontakten nach wie vor.<sup>9</sup> Das ist bedauerlich und in einer Zeit, in der „Interdisziplinarität“ ein Fahnenwort ist, bemerkenswert. Zu den wenigen Ausnahmen gehören mein Bamberger Kollege Mark Häberlein, der wertvolle Untersuchungen zum Erwerb und zur Verwendung von Fremdsprachen in der Frühen Neuzeit vorgelegt hat, und der Mittelalterhistoriker Ernst Schubert, der die Resultate von Sprachkontakten als historische Quelle gelten lässt und nutzt.<sup>10</sup>

Von Polenz war der Meinung, eine „die Sprachgeschichte notwendig ergänzende Spracherwerbsgeschichte“<sup>11</sup> des Deutschen, die nur unter sprachraumübergreifenden, europäischen Perspektiven betrieben werden könne, sei in künftigen Darstellungen der deutschen Sprachgeschichte unerlässlich. Dazu sind Kenntnisse von und Interesse an anderen Sprachen vonnöten. In der Neubearbeitung der Kurzfassung seiner deutschen Sprachgeschichte durch Norbert Richard Wolf (2009) ist davon leider nichts zu spüren.

In der Einleitung zu Bd. I. wurde gesagt, dass die Geschichte der Fremdsprache Deutsch, ihres Erwerbs und ihrer Verwendung, die deutsche Sprachgeschichte ergänzen müsse. Dort wurde die Metapher vom Nebengebäude verwendet, das den Hauptbau ergänzen müsse. Wir wollen diese Metapher hier in einem weiteren Zusammenhang verwenden: auch die Geschichte der deutschen Grammatikschreibung bedarf eines Nebengebäudes. Es muss die Grammatiken und grammatischen Versuche aufnehmen, die außerhalb des deutschen Sprachraums und teilweise unberührt von der Entwicklung der grammatischen Forschung im deutschen Sprachraum zustandekamen.

Die „auslandsgermanistische“ Dimension der Erforschung der deutschen Sprache ist in der Germanistik bis heute weitgehend unbekannt, was nicht zuletzt einem Verdikt Jellineks zu verdanken ist, das lange nachwirkte. Jellinek zufolge war die „große Masse der [...] für Fremde geschriebenen Grammatiken, namentlich [die] im Ausland erschienenen“ „für die Entwicklung der Theorie in Deutschland [...] ohne Bedeutung“.<sup>12</sup> Als Ausnahmen ließ er lediglich Körbers Bearbeitung der Grammatik von Matthias Bél<sup>13</sup> und die Grammatik von Christoph Ernst Steinbach, eine „Inlands-Grammatik“, gelten.<sup>14</sup> Dieses Buch wird zeigen, dass Jellinek hier vorschnell urteilte. Jellinek hat aber auch darauf hingewiesen, dass die im deutschen Sprachraum verfassten Grammatiken des Deutschen wenigstens bis zur Mitte des

---

9 Die Bibliographie von Oltmer/Schubert 2005 beispielsweise enthält keine Titel, die sich mit den sprachlichen Aspekten historischer Migrationen befassen. Bei Bade 2002b kommen „Sprache bzw. Dialekt“ nur in einer Fußnote (29 Anm. 25) vor; der Parameter „Sprache“ wird von ihm – anders als die „Genderhistorie“ und die „Ethnomedizin“ (ebd., 32) – doch etwas unterschätzt.

10 Häberlein 2010a, b; Häberlein 2011; Häberlein/Kuhn 2010; Schubert 2002, 51f.

11 Von Polenz 2003, 247.

12 Jellinek 1913, 84.

13 Aus Körbers Bearbeitung des Lehrbuchs von M. Bél (Matthiae Beli Institutiones linguae Germanicae. [...] nunc denuo recensae, notisque [...] auctae a. C. A. Körbero, 1730) übernahm Gottsched die Deklinations-Schemata in seiner „Sprachkunst“; vgl. Jellinek 1913, 228.

14 Chr. E. Steinbach, Kurtze und gründliche Anweisung zur deutschen Sprache, 1724. Dort wird die Grammatik M. Béis, „eines Ungers, welcher aus andern ein Compendium gemacht“ (S. )(5 r.), ausdrücklich gelobt, weil er sie „zur Richtigkeit und leichtern Erlernung“ (ebd.) des Deutschen eingerichtet habe. Vgl. zu Steinbachs Grammatik Schröter 1970; BBHS VIII, 132-134.

18. Jahrhunderts „hauptsächlich oder doch nebenbei für den Unterricht mit Fremden bestimmt“ waren.<sup>15</sup> Grammatiken aus dem sprachlichen Inland sind deshalb für unsere Untersuchung ebenso wichtig wie diejenigen aus dem sprachlichen Ausland. Das wird vor allem in Teil II deutlich werden.

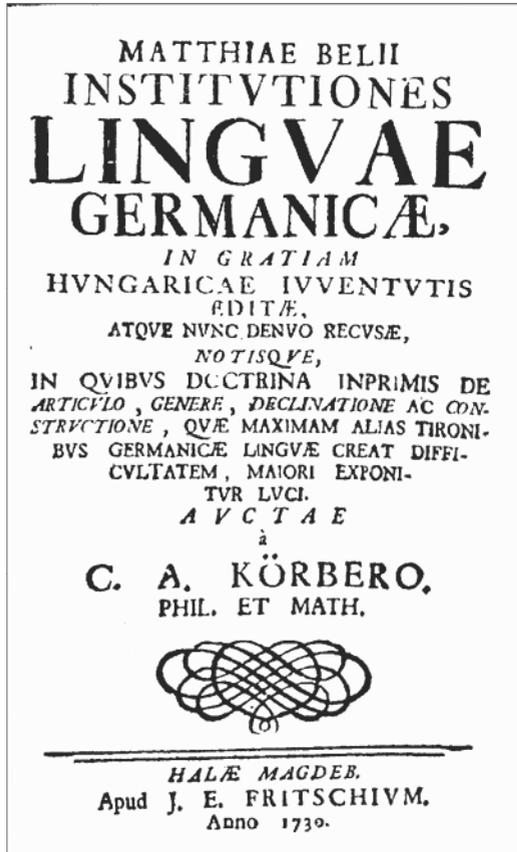


Abb. 1: Titelblatt der zweiten Auflage der deutschen Grammatik von Matthias Bèl, 1730

### *Sprachkontakt als Prozess und als Resultat: Vom Küchenlatein zum Türkendeutsch*

Im Mittelpunkt dieses Buches stehen der Erwerb und die Lehre der Fremdsprache Deutsch, aber auch ihre Verwendungskontexte, ihre Funktionen und ihr Prestige. Es handelt von Kontakten und vom Austausch zwischen Sprachen, von sprachlichen Einflüssen, aber auch von Versuche, sprachliche Einflüsse abzuwehren. Es befasst sich, wie von Polenz es formulierte, mit den „notwendigen praktischen Voraussetzungen für Sprachenkontakte und Entlehnungen, [mit] Sprachenlernen beziehungsweise behelfsweise[r] interlingualer Verständigung sowie [mit] Zwei- und Mehrsprachigkeit“.<sup>16</sup> Die Termini „Kontakt“, „Austausch“, „Entlehnung“ und „Einfluss“ sind abstrakte Ausdrücke, wenn man sie auf Spra-

<sup>15</sup> Jellinek 1914, 284.

<sup>16</sup> Von Polenz 2003, 244.

chen bezieht. Ihr „Sitz im Leben“ ist die sprachliche Kommunikation zwischen Sprechenden und Zuhörenden und/oder Lesenden und Schreibenden Menschen.

Von Sprachkontakt spricht man, wenn sprachliche Kommunikation über eine Sprachgrenze hinweg stattfindet: an solchen Grenzen geraten Sprachen in Kontakt zueinander. Diese Grenzen können in Migrationssituationen innerhalb eines geschlossenen Sprachraums entstehen. Kommunikation, die Sprachgrenzen überschreitet, ist Kommunikation zwischen Menschen, die miteinander „eigentlich“ gar nicht sprachlich kommunizieren können, wenn man als konstitutiv für *Sprache* das Kriterium der gegenseitigen Verständlichkeit von *Sprachen* ansetzt. Sie müssen sich deshalb in Sprachkontaktsituationen darum bemühen, sich die fremde Sprache so weit anzueignen, dass sie verstehen, was der andere sagt oder schreibt. Sprachkontakt meint in der Linguistik die Resultate solcher Begegnungen, nämlich den Sachverhalt, dass beim Erwerb der anderen Sprache das eine oder andere aus ihr den Weg in die eigene Sprache nimmt, in sie entlehnt, adaptiert und integriert wird, sei es ein Wort, ein Affix, eine Wendung, ein Sprichwort, ein Konstruktionstyp oder gar ein Phonem. Uns geht es weniger um diese Resultate als um die Prozesse, die zu ihnen führen: den Kontakt zwischen Menschen, die verschiedene Sprachen sprechen und manchmal auch lesen und schreiben. Horst Haider Munske<sup>17</sup> formulierte das folgendermaßen: „Grundlage der meisten Entlehnungen im Deutschen sind Zwei- und Mehrsprachigkeit in der deutschen Sprachgemeinschaft selbst“. Das gilt, mutatis mutandis, für andere Sprachgemeinschaften gleichermaßen. Wir bemühen uns also nicht nur um eine „Sprachkontaktgeschichte“ im Sinne Mattheiers<sup>18</sup>, sondern auch um eine Rekonstruktion der Prozesse, in denen diese Kontakte abliefen.

Die Begegnung zwischen dem Deutschen und anderen Sprachen fand und findet in den Köpfen von Menschen statt, die entweder als Muttersprachler des Deutschen andere Sprachen lernten, oder die, als Sprecher anderer Sprachen, die Fremdsprache Deutsch erwarben. Wir werden uns vor allem mit letzterem befassen, mit Dokumenten dafür, dass und wie das Deutsche als Fremdsprache erworben wurde.

Spracherwerb kommt längst nicht immer ans Ziel, sondern bleibt oft hängen, versandet, versteinert. Man hat es dann mit Sprachformen zu tun, die man als gebrochenes, radebrechendes, fossilisiertes, fehlerhaftes, von der Ausgangssprache geprägtes Deutsch bezeichnet. Der hergebrachte philologische Terminus für solche Mischsprachen ist „Makkaronisch“. Mitunter wurden Termini gebildet, die diese besondere Art des Sprechens bezeichneten, z.B. „Küchenlatein“, „Apothekergriechisch“, „Mönchslatein“ oder „Berlinfranzösisch“. Zeugnisse für makkaronisches Deutsch sind seit dem 18. Jahrhundert in nennenswertem Umfang überliefert, obwohl klar ist, dass es solche Mischvarietäten gab, seit das Deutsche als abgrenzbare Sprache existiert.

Manche dieser Sprechweisen sind Lernervarietäten, die man als Übergangsphänomene einstufen kann, etwa „Polnisch Platt mit Zungenschlag“ im Ruhrgebiet in den Jahren um 1900, die Mischsprachen in den Gefangenlagern der beiden Weltkriege des 20. Jahrhunderts oder die verschiedenen Ausprägungen des „Gastarbeiterdeutsch“ bis hin zu einer Sprechweise mancher Jugendlicher mit türkischem oder arabischem Familienhintergrund in einigen Vierteln heutiger deutscher Großstädte, die als „Kanak Sprak“ oder „Türken-

---

17 Munske 1995, 408.

18 Mattheier 1995, 7f., 15.

deutsch“ bezeichnet werden. Eine Potsdamer Journalistin erklärte sie unter der Bezeichnung „Kiezdeutsch“ zu einem deutschen Dialekt – unter Missachtung aller in Frage kommenden methodischen Standards.<sup>19</sup>

Andere Mischvarietäten waren halbwegs stabil und reproduzierten sich von Generation zu Generation. Dazu gehörten im 18. und 19. Jahrhundert beispielsweise das „Mauscheldeutsch“ im Prager Ghetto, das wahrscheinlich eine Variante des Jiddischen war<sup>20</sup>, das „Halbdeutsch“ der städtischen Esten und Letten, das Kuchldeutsch des Hauspersonals in Böhmen und das Böhmakeln der Wiener Tschechen, die dänisch-deutschen Melangen in den Städten Dänemarks und das Essekerische, ein hochgradig gemischter Soziolekt in Slawonien; sie alle sind historisch. In einem Ergänzungsband zu diesem Buch werden Texte versammelt und kommentiert werden, die makkaronisches Deutsch aus den letzten drei Jahrhunderten dokumentieren.<sup>21</sup>

### *Zur Ur- und Frühgeschichte der Germanistik*

Dieses Buch befasst sich mit Texten, in denen es um die deutsche Sprache geht. Die Autoren dieser Texte bemühten sich, den grammatischen Bau des Deutschen zu erfassen, sie versuchten, die Regeln zu entdecken, nach denen das Deutsche funktioniert, sie sammelten den Wortschatz des Deutschen und gliederten ihn in Sachbereiche, sie suchten die Strukturen der Wortbildung des Deutschen zu verstehen, kurz: sie reflektierten, modellierten und rekonstruierten Lexik und Grammatik des Deutschen. Sie machten anscheinend all das, was Germanisten tun. Doch waren sie Germanisten?

Seit wann gibt es überhaupt die Germanistik? Mit diesem Problem haben heutige Germanisten zu tun, die die Geschichte ihres Instituts schreiben wollen, wenn diese Geschichte etwas weiter zurückreicht. Das germanistische Institut der Universität Wien beispielsweise schreibt sich einen Gründungsakt im Jahre 1850 zu. Die Verfasser der Festschrift zum 150. Jahrestag haben für die Zeit davor den Terminus „außeruniversitäre Frühgermanistik“ geprägt<sup>22</sup>, den wir umgehend durch den Terminus „Urgermanistik“ ergänzen wollen. Sie machen die Grenze zwischen „Frühgermanistik“ und eigentlicher Germanistik am Humboldtschen Konzept der Verbindung von Forschung und Lehre fest. Demnach wäre die akademische Lehre konstitutiv für Wissenschaft. Die reine, von der Lehre unabhängige universitäre Forschung heißt bei ihnen „Frühgermanistik“. Zeitlich davor liegt die von den Universitäten weitgehend abgekoppelte Reflexion und Spekulation über die deutsche Sprache und die deutsche Literatur, auf das Deutsche bezogene „metasprachliche Diskurse“.<sup>23</sup> Sie wurden im 18. Jahrhundert von Bibliothekaren, Pfarrern, Juristen, Ärzten, Schriftstellern, Gymnasialprofessoren, Offizieren und Sprachmeistern, kurz: den „gebildeten Ständen“ betrieben. Diese Diskurse nennen wir Urgermanistik. Über ihre wissenschaftliche Dignität werden wir nicht pauschal, sondern im Einzelfall urteilen.

Die „vorwissenschaftlichen“ Grammatiken und Sprachbücher des 17. und 18. Jahrhunderts, die Hans-Martin Gauger nicht als Zeugnisse für frühes linguistisches Denken

---

19 Vgl. dazu Glück 2012.

20 Nekula 2001, 211.

21 Dieser Band soll 2014 als Bd. 15 der Reihe „Fremdsprachen in Geschichte und Gegenwart“ erscheinen.

22 Wiesinger/Steinbach 2001.

23 Bd. I, 3.

gelten lassen wollte (dazu gleich Näheres), wären dann Dokumente (immerhin) urgermanistischen Strebens. Die Frühgermanistik könnte man vielleicht mit Gottsched anfangen lassen, dessen „Sprachkunst“ aus der Lehre und für die Lehre entstand.<sup>24</sup> Die Konvention, die eigentliche Sprachwissenschaft erst mit der „Deutschen Grammatik“ (1819) von Jacob und Wilhelm Grimm und den Werken von Franz Bopp beginnen zu lassen, halten wir für fragwürdig. Sie stammt aus einer Zeit, in der die historisch-vergleichende Methode als die einzige wissenschaftliche Methode der Sprachforschung galt: man sprach den Vorgängern das Adelsprädikat der Wissenschaftlichkeit ab, um die eigenen methodischen und theoretischen Gewissheiten ins rechte Licht zu rücken. Gauger schrieb in seiner Rezension zu Bd. I:

Glücks ‚Sprachbücher‘ etwa haben mit Linguistik rein gar nichts zu tun. Das Fach gibt es erst seit Beginn des 19. Jahrhunderts. Was es vorher an Wissen über Sprachen und an philosophischer Sprachreflexion gab, ist nicht geringzuschätzen (es gilt besonders für die letztere), war etwas anderes. Es fehlte etwas eigentümlich Einfaches, was erst mit Männern wie Franz Bopp und Jacob Grimm kam: ein Interesse an der Sprache rein als solcher.<sup>25</sup>

Es ist in der Tat problematisch, den Philologen des 17. und 18. Jahrhunderts und ihren Schriften umstandslos die Epitheta „Sprachwissenschaftler“ und „Sprachwissenschaft“ beizulegen.<sup>26</sup> Gardt ließ die Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland bereits im Mittelalter beginnen, was abzulehnen ist, denn Reflexion über Sprache ist nicht notwendig wissenschaftlich, und Gardts Festlegung, die „theoretische und anwendungsbezogene Beschäftigung mit Sprache‘ soll[e] [...] zusammenfassend als Sprachwissenschaft bezeichnet werden“<sup>27</sup> überdehnt die Extension des Begriffs „Wissenschaft“. Man sollte andererseits den großen deutschen (französischen, niederländischen usw.) Grammatiken des späten 17. und des 18. Jahrhunderts nicht ebenso pauschal die Wissenschaftlichkeit absprechen.

Denn nicht wenige von „Glücks ‚Sprachbüchern‘“ haben mit Linguistik insoweit zu tun, als sie Sprachen beschrieben, um Sprachen lehrbar zu machen (z. B. die Grammatiken von Schottelius, Kramer oder Stieler). Gute Sprachlehre setzt Explikation voraus. Jeder Versuch, eine sprachbezogene Regel zu formulieren, enthält eine Hypothese über die Beschaffenheit des sprachlichen Gegenstands, über dem sie operieren soll. Diese Sprachbeschreibungen mögen unzureichend, lückenhaft und – aus Sicht späterer, kenntnisreicherer Kritiker – falsch gewesen sein. Doch setzt jeder Versuch, Regelmäßigkeiten in einem bestimmten sprachlichen Sachverhalt zu entdecken, „ein Interesse an der Sprache rein als solcher“ voraus. Jeder Versuch, solche Regelmäßigkeiten zu finden, die Vorkommen des jeweiligen Sachverhalt nicht nur aufzulisten, ist ein Zeugnis für „ein Interesse an der Sprache rein als solcher“. Dieses Interesse waltet in den „vorwissenschaftlichen“ Grammatiken des Deutschen aus dem 17. und 18. Jahrhundert.<sup>28</sup> Sie verfolgen nicht nur, wie Gauger

24 Fragen dieser Art stehen im Fokus des Sammelbandes von Dahmen 2001. Sie wurden auch im Abschnitt über die „grammaticae minores“ in Bd. I, 443-457, angesprochen.

25 Gauger 2004.

26 Hüllen 2006, 59 u. ö.; vgl. dazu Glück 2008.

27 Gardt 1999, 1.

28 Vgl. Bd. I, 2f. Strohbach 1984 spricht im Titel ihres Buches vom „germanistischen Schaffen“ Adlungs; wir halten das für angemessen.

annimmt, theologische, philosophische und andere nicht auf die Sprache selbst bezogene Ziele, sondern sie haben durchaus „ein Interesse an der Sprache rein als solcher“.

Das Attribut „vorwissenschaftlich“ im Ausdruck „vorwissenschaftliche Grammatiken“ ist übrigens ein Oxymoron, wenn man postuliert, dass Grammatiken wissenschaftlich zu sein haben (sonst sind es keine Grammatiken). Der Ausdruck macht den Widerspruch kenntlich, der in ihm steckt.

### *Deutsche Sprachgeschichte, europäisch vernetzt*

Vor gut zehn Jahren forderte Oskar Reichmann, eine „Neubegründung der Sprachgeschichtsforschung in dem Sinne vorzunehmen [...], dass die Einzelsprache aus ihrem europäischen Rahmen heraus beschrieben wird“.<sup>29</sup> Diese Forderung ist nicht neu, doch wurde sie nur selten umgesetzt, denn nicht jeder Philologe bringt die Sprachkenntnisse mit, die man braucht, ihr nachzukommen. Reichmann unterschied zwischen einem „einzelsprachebezogene[n], idiographische[n], nationale[n]“ und einem „kontaktbezogenen“ Modell der germanistischen Sprachgeschichtsschreibung.<sup>30</sup> In Deutschland wurde die Sprachgeschichtsschreibung bis in die 1970er Jahre eher „national“ betrieben, also weitgehend beschränkt auf das Deutsche; man darf das aber nicht umstandslos mit „nationalistisch“ gleichsetzen. Die europäischen Dimensionen der deutschen Sprachgeschichte wurden unterschätzt, oft auch geleugnet. Dieses „nationale“ Konzept der Sprachgeschichtsschreibung war und ist allerdings keine deutsche Besonderheit. Es war in ganz Europa verbreitet, und nicht selten richtete es sich gegen die Einflüsse der jeweiligen Kontaktsprachen und deren Sprecher, z.B. in Dänemark oder in Polen. In manchen Ländern ist dieses „nationale“ Modell noch lebendig, während es in Deutschland als anachronistisch gilt. Den Gründen dafür kann hier nicht nachgegangen werden.

In diesem Buch wird versucht, die Sprachgeschichte des Deutschen im Zeitalter der Aufklärung, der Klassik und der Romantik im europäischen Zusammenhang, aus der Außenperspektive darzustellen. Er geht der Frage nach, wie sich das Hochdeutsche in diesem Zeitraum als Fremdsprache darstellte und von außen wahrgenommen wurde. Mit dieser Sprache bekam jeder zu tun, der den Wirtschafts-, Kultur- und eben auch Sprachraum in der Mitte Europas aufsuchte oder durchquerte, der mit einsprachigen Personen oder Schriftstücken aus diesem Sprachraum in Berührung kam oder sich dort niederließ. Der Bezugsraum ist Europa (soweit meine Sprachkenntnisse reichen), die Ausblicke nach Nordamerika und in den Orient sind kaum der Rede wert. „National“ ist das Buch insofern, als sein Gegenstand die Fremdsprache Hochdeutsch in dem Zeitraum ist, in dem sie sich zu einer ausgebauten, umfassend verwendbaren Literatur- und Hochsprache, zu einer im gesamten Sprachgebiet von Bern bis Reval, von Graz bis Emden, von Bozen bis Flensburg akzeptierten Nationalsprache und „Gebildeten-Sprache“<sup>31</sup> ausdifferenzierte, die „als Leitbild über allen anderen Varietäten“<sup>32</sup> stand und steht als „überregionale[s], polyfunk-

29 Reichmann 2002, 40. Die folgenden Überlegungen wurden teilweise schon in Bd. I, 1-14 und in Glück 2011 vorgetragen.

30 Reichmann 2001, 14.

31 Elias 1997, I, 117.

32 Reichmann 2001, 53. Über die Terminologie (Schriftsprache, Hochsprache, Literatursprache, Standardsprache usw.) ist viel gestritten worden; wir weisen auf diesen Sachverhalt lediglich hin.

tionale[s] und normierte[s] System“.<sup>33</sup> Insofern befasst sich dieses Buch mit einer Einzelsprache. „Idiographisch“ ist es dennoch nicht, weil es die Nachbar- und Kontaktsprachen des Deutschen in den Mittelpunkt stellt und aus ihrer Perspektive auf das Deutsche blickt. Aus diesem Blickwinkel befasst es sich mit der Übergangszeit zwischen dem älteren und dem modernen Neuhochdeutsch.

Auf welche Quellen stützt sich dieses Buch? Es arbeitet vor allem mit Grammatiken, Lehrbüchern und Wortlisten, die außerhalb des deutschen Sprachgebietes verfasst und gedruckt worden sind oder im „Inland“ für den Gebrauch im „Ausland“ oder für „Ausländer“ angefertigt wurden, daneben aber auch mit Texten unterschiedlicher Gattungen, in denen der Erwerb oder der Gebrauch der Fremdsprache Deutsch eine Rolle spielt. Diese Texte gehören im wesentlichen einer „mittleren Schreibschicht (und vielleicht Sprachschicht)“<sup>34</sup> an. „Hohe“ Register sind selten, aber sie kommen vor (z. B. in Anleitungen zum Gebrauch von Titulaturen und in Rezepten für das Duzen, Ihrzen und Erzen). „Niedrige“ Register kommen ebenfalls vor, namentlich in Sprachlehr-Dialogen, die gesprochene Sprache simulieren, doch der Normalfall sind „mittlere“ Register in einem standardnahen Hochdeutsch.

Die Verfasser oder Bearbeiter dieser Texte waren in der Regel zwei- oder mehrsprachige Akademiker, Deutsche wie Nichtdeutsche. Ihre Adressaten und Benutzer waren vor allem Schulkinder beiderlei Geschlechts, junge Kaufleute und Handwerker und deren (künftige) Ehefrauen, Angehörige von Speditionsberufen, die fachbezogene Kenntnisse des Deutschen brauchten und (meist aus konfessionellen Gründen) Vertriebene aus anderen Sprachräumen, die sich in deutschsprachigen Ländern niederließen. Auch Kadetten und Offiziere gehörten zu den Zielgruppen der Sprachbücher. Neben diesen ‚bürgerlichen‘ Personengruppen spielte der Adel eine Rolle als Adressatenschicht, vor allem junge Adlige und Patrizier, die eine Kavaliertour planten oder gerade durchführten.

Bei manchen Lehrbüchern ist lediglich klar, dass sie dem Erwerb einer Fremdsprache dienen sollten, unklar hingegen, an wen sie sich in erster Linie richteten: an Personen, die Deutsch lernen wollten, oder an Deutsche, die die jeweilige(n) Kontaktsprache(n) zu erwerben suchten? Manche Sprachbüchlein und Wörterlisten richteten sich an beide Gruppen gleichermaßen.

In vielen Lehrwerken ist implizit oft greifbar, aber nicht explizit vermerkt, welche Quellen sie nutzten und auf welche Autoritäten sie aufbauten: „in der Regel bedarf es einer mühseligen Kleinarbeit, Beziehungen zwischen Grammatiken herzustellen“.<sup>35</sup> Diese Kleinarbeit wird in diesem Buch für einige zentrale Werke zu leisten versucht.

### *Redaktionelle und technische Hinweise*

Die biographischen Angaben zu den Lehrern der Fremdsprache Deutsch und den Verfassern von Lehrmaterialien und Wörterbüchern sind größtenteils Schröders BBH und Brekles BBHS entnommen. Historische Daten stammen aus der Enzyklopädie „Der Große Ploetz“ (34. Auflage 2005), sonst ist die Quelle vermerkt.

---

33 Semenjuk 2000, 1749.

34 Reichmann/Wegera 1993, 6.

35 Langer 2004, 226.

Quellenwerke werden, der eindeutigen Identifizierung zuliebe, in den Anmerkungen mit dem Namen des Autors, der Initiale seines (seiner) Vornamen, einer Kurzfassung des Titels und dem Jahr des Erscheinens, danach ggf. der Seitenzahl(en) zitiert. Anonym publizierte Werke werden mit ihrem Titel rubriziert und zitiert. Für die Forschungsliteratur wird die Kurzzitierweise verwendet, weil hier Verwechslungen kaum möglich sind. Im Haupttext werden die Vornamen erwähnter Personen, soweit bekannt, beim ersten Vorkommen ausgeschrieben, bei weiteren Erwähnungen erscheint nur der Nachname. Der Autor verwendet in der Einleitung das Personalpronomen der ersten Person Singular, wenn er sich selbst meint, im weiteren Text dann den *pluralis auctoris* bzw. *pluralis modestiae*.

Sprachlehrer für die Fremdsprache Deutsch werden in Teil III in den einzelnen Teilkapiteln über den DaF-Unterricht und die Institutionen, die ihn trugen, vorgestellt. Soweit Lebensdaten, Publikationen und bemerkenswerte Handlungen dieser Lehrer bekannt sind, werden sie dort mitgeteilt. In vielen Fällen sind die Informationen über diese Personen-gruppe jedoch dürftig und zufällig.

Aufgrund der Förderung durch die Fritz-Thyssen-Stiftung hatte ich die Möglichkeit, wichtige deutsche Bibliotheken sowie die Österreichische Nationalbibliothek aufzusuchen und mit ihren Beständen zu arbeiten (eine Liste folgt unten). In diesem Buch konnte deshalb im wesentlichen aus den Quellen gearbeitet werden. Die im Quellenverzeichnis aufgeführte Literatur wurde weitgehend vollständig eingesehen und bearbeitet, soweit sie an deutschen Bibliotheken nachweisbar und auch vorhanden war. Bei Quellen, die nicht eingesehen werden konnten, ist das vermerkt.

Dennoch konnte längst nicht von jedem Titel jede Auflage beschafft werden, weil die Überlieferung bei Lerngrammatiken und Lehrbüchern oft schlecht ist, schlechter als bei Wörterbüchern, denn: „Die wissenschaftlichen Bibliotheken der deutschsprachigen Länder haben diese Spezies von Grammatiken nicht gesammelt (das tun sie auch heute in der Regel nicht!), sondern besitzen immer nur zufällige Einzelstücke irgendwelcher Auflagen, die zumeist aus den ihnen überantworteten Lehrernachlässen stammen“.<sup>36</sup> Es wird stets angegeben, mit welcher Auflage gearbeitet wurde. Wenn bei Werken, die an deutschen Bibliotheken nicht nachweisbar waren, Standorte an Bibliotheken im Ausland bekannt sind, wurde das beim jeweiligen Titel vermerkt.

Mitunter sind Sprachennamen in Buchtiteln unklar. Sie lassen sich in der Regel anhand des Textes eindeutig zuordnen. Die Unterscheidung zwischen „teutsch/deutsch“ und „flämisch/belgisch/niederländisch“ ist im 18. Jahrhundert etabliert, ebenso die zwischen hochdeutsch und niederdeutsch. Das Italienische wird durchaus noch als „welsch/wälsch“ bezeichnet. Das Kroatische trägt oft den Namen „Illyrisch“ oder „Slavonisch“. Weitere unklare Sprachenbezeichnungen, z. B. „wendisch“ oder „windisch“, werden an den Stellen erläutert, an denen sie vorkommen. Personennamen und geographische Namen werden in der Regel in der deutschen Form verwendet (also *Peter* für *Pëtr*, *Pierre*, *Pietro*, *Pedro* usw.), nicht jedoch in bibliographischen Angaben und Zitaten.

Wird eine Quelle im Haupttext referiert, wird die bibliographische Angabe bei der ersten Zitierung in einer Anmerkung mitgeteilt. Im weiteren Referat werden dann Zitate oder Zusammenfassungen von Abschnitten der Quelle durch die Angabe der Seitenzahl(en) in runden Klammern und durch den Konjunktiv der zitierenden Wiedergabe kenntlich ge-

---

36 Naumann 1986, 92.

macht. Ergänzungen und Kommentare des Verfassers in Zitaten erscheinen in eckigen Klammern. Zitatwörter erscheinen im laufenden Text kursiv.

Unterschiede in den Satzschriften, Schriftgrößen und –farben in Buchtiteln wurden übergangen. Auslassungen in Buchtiteln und Zitaten sind durch [...] gekennzeichnet, der Hinweis [sic] signalisiert, dass die Schreibung dem Original entspricht; [sic] wird nur verwendet, um klarzustellen, dass es sich nicht um einen Fehler beim Abschreiben handelt.

Bei jeder zitierten Quelle werden bei der ersten Erwähnung im Haupttext der (die) Erscheinungsort(e) bzw. Druckort(e) und das Erscheinungsjahr (ggf. die Erscheinungsjahre) angegeben. Das soll beim Lesen einen Eindruck davon vermitteln, in welchem Umfang einschlägige Werke innerhalb des deutschen Sprachraums und in welchem Umfang sie jenseits seiner Grenzen gedruckt worden sind. Darin liegt ein Indikator für die Relevanz, die man der Fremdsprache Deutsch beimaß: je mehr Lehrwerke und Wörterbücher „im Land“ erschienen, desto wichtiger muss man sie dort genommen haben – und umgekehrt. Im statistischen Anhang sind diese Druckorte ihrer Häufigkeit nach aufgelistet.

Ortsnamen werden in der deutschen Namensform verwendet, also *Breslau*, *Preßburg*, *Mailand* oder *Straßburg*. Die Namensformen des 18. Jahrhunderts werden so wiedergegeben, wie sie in den Quellen dargeboten werden, also z. B. *Reval*, *Danzig*, *Olmütz*. In der Forschungsliteratur wird die heutige eigensprachliche Namensform verwendet, also z. B. *Tallinn*, *Gdańsk*, *Olomouc*. Die Ortsnamenkonkordanz im Anhang dürfte eventuell bestehende Unklarheiten beseitigen.

In den bibliographischen Hinweisen in den Anmerkungen wird nach der Jahreszahl, abgetrennt durch ein Komma, die Seitenzahl der Referenz genannt ohne den Zusatz „S“ oder „Seite“, wenn das Werk eine Seitenzählung in arabischen oder römischen Ziffern enthält. Erfolgt die Seitenzählung auf andere Weise, wird dies durch „S“ kenntlich gemacht. Die Siglen „r“ („recto“) bzw. „v“ („verso“) bezeichnen die Vorder- und die Rückseite des betreffenden Blattes, wenn statt der Seiten die Blätter paginiert sind. Bei Verweisen auf Einzeltitel in Bibliographien wird nicht auf die Seite, sondern auf die Nummer verwiesen, die der betreffende Titel dort trägt.

Es werden die üblichen linguistischen Notationskonventionen verwendet, wenn der Ebenenbezug klar ist: phonetische Sachverhalte stehen in eckigen Klammern [...], graphematische in spitzen Klammern <...>, phonologische zwischen Schrägstrichen /.../. Wenn jedoch dieser Bezug unklar ist, wird die betreffende Einheit kursiv gesetzt. Zitate stehen im laufenden Text in „großen“ Anführungszeichen. Längere Zitate sind als Textblock eingerückt, sie stehen ohne Anführungszeichen. Übersetzungen von Zitaten stehen in ‚kleinen‘ Anführungszeichen. Das quellsprachliche Zitat wird danach in runden Klammern und großen Anführungszeichen oder in einer Fußnote dargeboten. Zitate in englischer Sprache bleiben unübersetzt. Linguistische Zitatwörter oder -sätze sind kursiv gesetzt, ihre Übersetzung ins Deutsche steht ggf. in kleinen Anführungszeichen. Sprachennamen und linguistische Termini werden in linguistischen Kontexten abgekürzt, sonst ausgeschrieben. Hervorhebungen sind kursiv gesetzt.

### *Danksagungen*

An erster Stelle möchte ich der Fritz-Thyssen-Stiftung (Köln) danken, denn sie hat die Forschungen, auf denen dieses Buch beruht, möglich gemacht. Die Stiftung gewährte mir für drei Semester eine Freistellung von meinen dienstlichen Pflichten, indem sie in ihrem

Programm „Pro Geisteswissenschaft“ in der Förderlinie „Opus magnum“ die Finanzierung einer Vertretung meiner Professur übernahm. Darüber hinaus hat sie Hilfskräfte und Sachmittel finanziert und mir viele Bibliotheksreisen ermöglicht. Weiterhin hat sie einen Zuschuss zu den Druckkosten für dieses Buch geleistet. Für all das bin ich der Fritz-Thyssen-Stiftung sehr dankbar.

Dankbar bin ich meiner Frau, die mich in der Freistellungsphase und der Zeit danach, in der dieses Buch fertiggestellt wurde, liebevoll und mit Verständnis für ungewöhnliche Lebenslagen unterstützt hat. Ihr ist dieses Buch gewidmet.

Dankbar bin ich Matthias Schulz (jetzt Düsseldorf), der mich vom Wintersemester 2010/11 bis zum Wintersemester 2011/12 an der Universität Bamberg vertrat. Er hat im Winter 2011/2012 mit einer Gruppe von Studierenden in der Staatsbibliothek Bamberg eine Ausstellung über das Reisen in der Frühen Neuzeit konzipiert und verwirklicht.<sup>37</sup> Im Zusammenhang mit dieser Ausstellung veranstaltete er ein Kolloquium.<sup>38</sup>

Dankbar bin ich Barbara Kaltz (Aix-en-Provence und Freiburg), die mir während des Entstehens dieses Buches eine wichtige Gesprächspartnerin war und mich auf vielfältige Weise unterstützt hat.

Dankbar bin ich Renata Budziak (Rzeszów), Anna Harbig (Białystok), Kristine Dahmen geb. Koch (Bonn), Bernd Marizzi (Madrid), Yvonne Pörzgen (Bremen), Carsten Rinas (Troppau und Olmütz), Ludvík Vaclávek (Olmütz) sowie Vibeke Winge (Kopenhagen), die Teile des Manuskript gelesen und kommentiert haben. Meine Tochter Maja Glück (Köln) hat mich bei der quantitativen Auswertung des Quellenkorpus unterstützt, wofür ich ihr danke. Wertvolle Hinweise verdanke ich Mark Häberlein (Bamberg), Helmut Keipert (Bonn), Nicola McLelland (Nottingham), Fred Otten (Berlin), Konrad Schröder (Augsburg) und Heinrich Detering (Göttingen).

Dankbar bin ich Wieland Eins, meinem langjährigen Mitarbeiter und Freund (inzwischen Tokio) und meinen Mitarbeiterinnen Christina Cudina, Amelie Ellinger, Barbara Heger, Katharina Kellermann und Heidi Reuschel, die mir vielerlei Unterstützung technischer, fachlicher und bibliographischer Art zukommen ließen, ebenso den studentischen Hilfskräften, die mitgearbeitet haben: Judith Wiedemann, Elena Litschen, Alisa Müller und Mona Latendin.

Dankbar bin ich schließlich für Hilfen beim Übersetzen aus dem Kroatischen Christina Cudina (Bamberg), aus dem Spanischen meiner Tochter Jenny Glück (Berlin), aus dem Polnischen Alisa Müller (Bamberg) und aus dem Lateinischen meiner Frau.

Dankbar bin ich den Bibliothekaren und dem Direktor der Herzogin-Anna-Amalia-Bibliothek, Michael Knoche. In dieser wunderbaren Bibliothek durfte ich im Herbst 2010 vier Wochen lang arbeiten. Dem Direktor der Stiftung Weimarer Klassik, Helmut Seemann, danke ich dafür, dass er mir ermöglichte, in dieser Zeit im Pogwisch-Haus zu wohnen, direkt neben dem Gartenhaus des Geheimrats im Park an der Ilm. In der ebenso wunderbaren Herzog-August-Bibliothek in Wolfenbüttel konnte ich im März 2011 vier Wochen lang forschen, wofür ich vor allem Jill Bepler und Gerlinde Strauß Dank schulde.

---

37 Schulz 2011.

38 Die Akten dieses Kolloquiums sollen 2013 als Band 14 der Reihe „Fremdsprachen in Geschichte und Gegenwart“ erscheinen.

Unschätzbare Hilfen haben mir die Bibliothekarinnen der Universitätsbibliothek Bamberg, namentlich Inga Gerike und ihre Kolleginnen in der Fernleihe, sowie der Direktor der Staatsbibliothek Bamberg, Werner Taegert, erwiesen. Weiterhin möchte ich den Bibliothekarinnen und Bibliothekaren in den Abteilungen für Alte Drucke an den Bibliotheken, die ich besuchen konnte, für ihre freundliche Bereitschaft danken, mir aus ihren Beständen das zugänglich zu machen, was ich für dieses Buch brauchte. Im einzelnen sind das:

Bayerische Staatsbibliothek München,  
Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen,  
Österreichische Nationalbibliothek Wien,  
Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden,  
Staatliche Bibliothek Ansbach,  
Stadtbibliothek Nürnberg,  
Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg,  
Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek Jena,  
Universitätsbibliothek Erlangen-Nürnberg,  
Universitäts- und Landesbibliothek Halle an der Saale,  
Universitäts- und Stadtbibliothek Köln,  
Württembergische Landesbibliothek Stuttgart.

Dankbar bin ich schließlich Barbara Krauß (Wiesbaden), der Leiterin des Verlags Harrassowitz. Ich konnte mit ihr nicht nur als Autor dieses Buches, sondern auch als Herausgeber der Reihe, in der es erscheint, aufs Angenehmste zusammenarbeiten.

Bamberg im Juli 2013

Helmut Glück



# I. Themen

Im ersten Teil dieses Buches wird einigen übergreifenden Fragen nachgegangen: welches Deutsch wurde im 18. Jahrhundert wem, wie, mit welchen Verfahren und Zielen von wem gelehrt? Was waren die Lehrmittel, die dazu entwickelt wurden?

Teil I beginnt mit einer Skizze der Vorstellungen, die im 18. Jahrhundert vom Sprachenlernen herrschten (I.1). Diese Vorstellungen sind für die weitere Untersuchung von großer Bedeutung, denn sie lagen den Lehr- und Übungsbüchern zugrunde, mit denen Fremdsprachen unterrichtet wurden. Sie stellten das Wissen vom Spracherwerb dar, auf dessen Basis die Lehrer unterrichteten – soweit sie überhaupt Vorstellungen vom Spracherwerb hatten, denn eine Ausbildung zum Lehrer für Fremdsprachen gab es im 18. Jahrhundert nicht. Ebenso zentral für die Untersuchung ist die Frage, was die Funktionen und Domänen der Fremdsprache Deutsch waren (I.2): Welcher kulturelle Wert, welches politische Gewicht wurde dieser Sprache beigemessen? Mit welchen Mitteln und welchen Zielen, aus welchen Motiven wurde sie von welchen Gruppen von Lernenden erworben? Danach wird dargestellt, welche Sprachen der Kaiser und die Stände des Heiligen Römischen Reichs im inneren und äußeren amtlichen und diplomatischen Verkehr verwendeten (I.3).

Dann geht es um die Frage, wie Grammatiken im 18. Jahrhundert aufgebaut waren, welche Ebenen der Sprache sie in welchem Umfang und welcher Tiefe erfassten (I.4). Die Lehrbücher für die Fremdsprache Deutsch kopierten die Grammatiken an diesem Punkt meist recht genau. Ergänzend hierzu befassen sich zwei Abschnitte mit die Frage, welche Lehrbücher nach der Meinung eines prominenten zeitgenössischen Sprachforschers und -lehrers für welche Zielgruppen am besten geeignet sind, und mit der Frage, wie nach der Meinung anderer prominenter Grammatiker und Lehrbuchautoren mit den Fremdwörtern umgegangen werden sollte. Wer eine Grammatik oder ein Lehrbuch für die Fremdsprache Deutsch verfassen will, muss vorab eine Entscheidung treffen: in welcher Sprache soll das geschehen, auf Lateinisch, auf Deutsch oder in der Landessprache? Damit befasst sich der Abschnitt über die Beschreibungssprachen (I.4.4).

Danach geht es um die zu beschreibende Sprache: wie war das Deutsch beschaffen, das die Lehrwerke des 18. Jahrhunderts vermitteln wollten, welche Normen, Regeln, Standards galten für die Fremdsprache Deutsch (I.5)? An welchen Punkten gab es Unsicherheiten, wo waren Normen unklar, Regeln löchrig, Standards schwankend (I.6)? Wo lagen die „Hauptschwierigkeiten des Deutschen“, und waren es dieselben oder andere als heute (I.7)? Wie sollte man das Deutsche aussprechen, und wie konnte man die richtige Aussprache im Lehrbuch nachvollziehbar beschreiben (I.8)?

Danach geht es um die Vermittlung der Fremdsprache Deutsch und ihre angemessene Verwendung. Zunächst geben wir einige Hinweise auf den Auslandsbezug wichtiger ‚inländischer‘ Grammatiken. Dann diskutieren wir, welche Merkmale Lehrwerke für die Fremdsprache Deutsch aufweisen, und wir versuchen, eine Typologie solcher Lehrwerke vom Wörterbuch bis zum Briefsteller zu entwickeln (I.9). Der folgende Abschnitt befasst sich mit der Vermittlung pragmatischer Kompetenz, nämlich der korrekten Verwendung von Anreden und Titeln (I.10). Das ist ein Problem, das im 18. Jahrhundert erheblich

größeres Gewicht hatte als heute. Es geht um die verschiedenen Konventionen des Duzens, das Ihrzen, das Erzen, das Siezen und das verbale Buckeln. Schließlich werden zeitgenössische Vorschläge für eine Systematisierung dieses Bereichs referiert.

Das abschließende Kapitel befasst sich mit den kulturgeschichtlichen Dimensionen von Lehrwerktexten und Dialogen. Diese Gegenstände bezeichnet man heute als „Landeskunde“ (I.11). Dazu gehören die Präsenz von Mädchen und Frauen im Sprachunterricht und als Lehrbuch-Personal und das Verhältnis der Geschlechter, die Kavaliertour der jungen Herren von Stande, die Politik und das Militär, Krankheit und Tod, die Strafrechtspflege, der Sprachmeister und sein Unterricht und schließlich das *savoir vivre* in der besseren Gesellschaft von den geselligen Spielen bis zu den Modegetränken des 18. Jahrhunderts.

## I.1 Vorstellungen vom Sprachenlernen im 18. Jahrhundert

Im 17. Jahrhundert hatten Wolfgang Ratke (Ratichius; 1571-1635), Johann Amos Comenius (1592-1670) und ihre Schüler verlangt, dass man den Kindern ihre eigene Muttersprache erklären solle, bevor man sie Fremdsprachen lernen lasse. Die Muttersprache sei die Grundlage, auf der man weitere Sprachen solide und nachhaltig erwerben könne, u. a. deshalb, weil nur so Kontraste und Ähnlichkeiten kognitiv verarbeitet werden könnten.<sup>1</sup> Diesen Standpunkt vertrat auch Johann Max (Liegnitz 1728) mit Nachdruck: wer seine Muttersprache nicht ordentlich beherrsche, könne beim Fremdsprachenlernen nur scheitern. Das war keineswegs eine triviale Forderung, denn die Muttersprache war an den höheren Schulen bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts kein ordentliches Lehrfach. Überhaupt waren Bildung und Erziehung im 18. Jahrhundert weitgehend privat organisiert: „Der Lehr- und Lernmarkt des Ancien Régime war frei und wurde den öffentlichen Gewalten erst unterworfen, als man das Lernen verstaatlichte“.<sup>2</sup> Das geschah im Laufe des 19. Jahrhunderts.

Sprachen lerne man durch ihren Gebrauch, schrieb 1715 der gelehrte Arzt Johann Daniel Longolius (1677-1740), der in Bautzen in einer zweisprachigen Umgebung lebte, in seinem Traktat über Sprache und Spracherwerb. Aber nicht allein durch ihren Gebrauch: besser sei es, wenn sie durch einen qualifizierten Sprachmeister gelehrt würden und, wenn man lesen könne, geeignete Bücher benutzt würden. Besser sei es auch, wenn man sie übe im geselligen Umgang. Im übrigen sei jeder Mensch fähig zum Erwerb von Sprachen, abhängig von seinem Temperament. Die Grundlage dafür sei die solide Kenntnis der eigenen Muttersprache: „Ehe man sich an fremde Sprachen macht / ist es rathsam / seine eigene gut zu verstehen“.<sup>3</sup> Den Sprachmeister halte man in Ehren:

Für seine Arbeit empfähet er nicht nur den versprochenen und verdienten Lohn / sondern die besondere Danckbarkeit seiner Zuhörer unterlässet auch nicht Ihn durch besondere Wohlthaten von andern zu distinguiren / oder das Unvermögen hierzu mit doppelter Ehrerbietung und Liebe zu ersetzen.<sup>4</sup>

Dies betonte auch der ungleich berühmtere Nürnberger Sprachmeister, Lexikograph und Grammatiker Matthias Kramer immer wieder. Er wies auf den Wert der expliziten grammatischen Unterweisung für den Fremdspracherwerb hin:

Ihrer viel verwerfen alle Praecepta, und wollen einem die Sprach mit der alleinigen zusammen Plauderung hinein schwätzen; aber was wird endlich daraus / entweder gar nichts / oder wann was daraus werden soll / müssen doch die Regulae Grammaticales heimlich herfür / ob sie schon mancher anders kochen / anders salzen / anders pfeffern / und anders anrichten will. Es hat noch selten einer in Spra-

---

1 Vgl. dazu Michel 1978.

2 Bosse 2012, 49f. Vgl. weiterhin ebd., 315-380 über „Die Verstaatlichung des Lernens“.

3 J. D. Longolius, Einleitung zu gründlicher Erkänntniß, 1715, 495-520; Zitat 523. Zu Longolius vgl. BBHS V, 374-378.

4 J. D. Longolius, Einleitung zu gründlicher Erkänntniß, 1715, 521.

chen / ohne vorhergehende gründliche und gute Grammaticalische Information, auch sogar im Land selbst / allwo sie florieren möchten / viel guts geschafft / [...].<sup>5</sup>

Dies ist nur ein Beispiel für die vielen Klagen über die Ineffizienz der „direkten Methode“, deren Vertreter oft glauben, dass expliziter Grammatikunterricht und Vokabellernen überflüssig seien. Es ist eine Kritik der Vorstellung, ein Sprachlehrer müsse die zu lehrende Sprache flüssig sprechen und schreiben, aber nicht grammatisch analysieren können.

Kramers Sorgen stellte Salomon Hentschel (Lebensdaten unbekannt), Lehrer und Kantor in Schulpforta, als gegenstandslos hin (1729): die Deutschen würden sich, wenn sie eine Fremdsprache lernen wollten, „zuvor um eine gute Grammatic besorge[n]“, nicht aber, wenn es um den Deutschunterricht gehe. Dort seien gute Grammatiken besonders nötig. Die Muttersprache sei keineswegs angeboren, nur die Fähigkeit, sie zu erwerben, und diese müsse „durch regelmäßigen Unterricht und fleißige Übung [sic] zu einer Fertigkeit gebracht werden“ (ebd.). Deshalb verfasste er eine (recht anspruchslose) Schulgrammatik, zusammengestellt in der Absicht, künftigen Juristen und Pfarrern etwas „Deutsche Beredsamkeit“ beizubringen.<sup>6</sup>

Seit etwa 1750 setzt sich die Auffassung, dass die Beherrschung der Muttersprache die Grundlage für den Fremdsprachenerwerb sein müsse, in der fremdsprachendidaktischen Diskussion allmählich durch, nicht zuletzt unter dem Einfluss der philanthropischen Pädagogik.<sup>7</sup> Johann Eberhard Friedrich Schall (1742-1790) formulierte das im Vorwort zu seiner deutschen Grammatik für russische Jugendliche (Sanktpeterburg 1786), die auf Deutsch verfasst ist, folgendermaßen:

So wie jeder Lehrer, der mit seinen Schülern nicht sprechen kann, keine andere als schlechte Arbeit zu machen im Stande ist, so [muß] auch die Grammatik, der man sich bedienen will, in ihrer Landes-Sprache geschrieben seyn [...]. Diese Grundsätze [sind] nur bey Nicht-Kennern noch zweifelhaft.<sup>8</sup>

Beim Sprachenlernen sei es unverzichtbar, grammatische Strukturen zu verstehen und sie anzuwenden:

ohne einen überlegten Gebrauch der Grammatik schafft aller Sprach-Unterricht keinen andern Nutzen, als dass er nach einem großen Zeitverluste eine armselige Spach [sic] Kenntnis gewähret, die weder in der großen Welt noch für die Geschäfte taugt<sup>9</sup>,

heißt es weiter. Wir haben hier ein Plädoyer für kognitiv orientierten Sprachunterricht vor uns: Sprachen lernt man demnach am besten, wenn man den Lernenden ihre grammatische Struktur expliziert; damit meinte Schall vor allen die Morphologie.

Etwas später (1804) veröffentlichte der vielseitige Theologe, Philologe und Schulmann Johann Gottlieb Cunradi (1757-1828) anonym eine Schrift über den Unterricht in den modernen Fremdsprachen, in der er die Programmatik der spätaufklärerischen Erziehung

5 M. Kramer, Vollständige italiänische Grammatica, 1674, unpaginiertes Vorwort.

6 S. Hentschel, Grundregeln der Hoch-Deutschen Sprache, 1729, unpaginierte Vorrede.

7 Vgl. König 1958; Koch 2002, 365-368.

8 J. E. F. Schall, Novoj nemeckoj grammatiki otdelennaja i predvaritel'naja čast' [„Der Neuen Deutschen Grammatik abgetrennter und vorbereitender Teil“], 1786, IVf., zit. nach Koch 2002, 369.

9 Ebd., IV, zit. nach Koch 2002, 249. Von Schall wird in III.4.4 noch die Rede sein.

darstellt.<sup>10</sup> Wir referieren sie ausführlich, weil sie den Diskussionsstand der Zeit beispielhaft dokumentiert.

Die bisherigen Unterrichtsmethoden seien schlecht, weil sie weder zwischen Kindern und Erwachsenen noch zwischen dem Erwerb alter und neuer Sprachen differenzierten. Die Unterrichtserfolge litten zudem darunter, dass die Sprachmeister so schlecht bezahlt würden (15f.). Sprachkenntnis impliziere stets Sachkenntnis. Diese Binsenweisheit betrifft das Problem der Fachsprachen im Fremdspracherwerb; Cunradi illustriert es am Beispiel der Werke des Torquato Tasso (1544-1596), des Galvanismus und des Kaufmannsbriefes. Deshalb müsse der Sprachlehrer „ein Wahrer Polyhistor“ (21) sein und seine Muttersprache sehr gut können und kennen. Darauf aufbauend brauche er solide Kenntnisse des Lateinischen und des Griechischen, denn die alten Sprachen lägen allen wichtigen modernen Sprachen zugrunde (22). Weiterhin benötige er Kenntnisse in der Mathematik, in den schönen Wissenschaften, der Philosophie, der Naturkunde, der Technologie und weiteren Fächern. Das ist eine frühe Formulierung des Dilemmas, in dem die „Landeskunde“ bis heute steckt. Doch hätten es die Protagonisten des Unterrichts in den neuen Sprachen bislang an keiner Universität zu einem Lehrstuhl gebracht, was fatal sei (26f. – hier irrte der Autor). In der Zurücksetzung der Lehre der neueren Sprachen liege ein staatspolitisches Problem, weil der Bedarf an sprachkundigen Personen immens sei, bis hinunter zum „Kellner in den Wirthshäusern“ (28, 40).

Die meisten Sprachmeister seien entweder eingewanderte Muttersprachler ohne ordentliche Bildung oder Einheimische, die sich längere Zeit im sprachlichen Ausland aufgehalten hätten (30f.). Anfangs könnten die Einwanderer in der Regel kein Deutsch, und deshalb könnten sie keine Erklärungen in der Muttersprache ihrer Schüler geben. Ihre Schüler plapperten nur nach, was ihnen vorgesagt werde, und verstünden nichts. Dann solle nach Jahren solcher Unterweisung der studierte deutsche Sprachmeister den Unterricht fortführen, allein: er bekomme analphabetische Stümper als Schüler. Eine andere Gruppe von Sprachmeistern bestehe aus ungelehrten Handelsmännern oder Handwerkern, die von der Grammatik der Mutter- wie der Fremdsprache keine Ahnung hätten (35). Viel besser als diese beiden Typen von Sprachmeistern seien die Studierten für den Sprachunterricht geeignet. Ihr Nachteil bestehe darin, dass sie eine schlechte Aussprache hätten und die Grammatik der neueren Sprachen nur nebenher studiert hätten (37). Wenn sie sich schließlich durch Übung zu qualifizierten Sprachlehrern entwickelt hätten, bekämen sie ein Amt und gingen dem Sprachunterricht verloren.

Cunradi vertritt, wie (u. a.) Joachim Christoph Nemeitz (1679-1753) schon vor ihm<sup>11</sup>, eine tabula-rasa-Sprachpsychologie, die auf Cartesius zurückgeht. Ihr zufolge ist die Seele der Kinder anfangs leer und empfänglich für alle Reize von außen. Diese Reize füllten und formten sie allmählich. Deshalb müsse der Fremdsprachenunterricht mit dem Mutterspracherwerb verbunden werden, denn die Muttersprache sei die Basis, auf der die Fremdsprache aufbauen müsse. Vor dem Einsetzen des Fremdsprachenunterrichts müsse das Kind in der Muttersprache lesen und schreiben gelernt haben, damit diese Basis solide und tragfähig werde (48). Das Sprachenlernen sei ein „Vehikel“, den Kindern „Begriffe beyzubringen und ihre Denkkraft zu erwecken und zu üben“ (52), also ein wesentliches Mittel

---

10 J. G. Cunradi, Über Sprachen, besonders über die lebenden, 1804.

11 Kaltz 2013.

ihrer kognitiven Entwicklung. Nachplappern schade nur. Das Kind müsse beim Lernen von Wortschatz den Sinn der einzelnen Wörter und ihren Zusammenhang untereinander erfassen und danach auswendig lernen (54). Das ist, aus heutiger Sicht, ein Widerspruch: wenn man die Bedeutung von Wörtern in ihrem Kontext erfasst hat, braucht man sie nicht mehr auswendig zu lernen.

Ein Kind, so Cunradi weiter, das auf diesem Wege eine Fremdsprache erlernt habe, werde als Jüngling weitere Sprachen leicht lernen können – Mädchen hatte er nicht im Blick. Auch der Erwachsenenunterricht solle von der Muttersprache ausgehen und kognitiv, auf Regeln hin orientiert verfahren. Man könne und solle im Fremdsprachenunterricht auch kontrastiv arbeiten (63). In den Lehrbüchern sollten auf das grammatisch-lexikalische Pensum sofort Übungen folgen (67f.).

In einem Anhang macht er „praktische Vorschläge“. Die Muttersprache Deutsch sei viel schlechter erforscht als andere moderne Sprachen; gottlob gebe es dank Adelung nun eine Grammatik des Deutschen, die dem Deutschen Forschungsperspektiven eröffnet habe. An den Universitäten müssten schleunigst Lehrstühle für die deutsche Sprache eingerichtet werden (77). Daneben solle man Lehrerseminare einrichten. Die Ausbildung dort müsse unterrichtspraktische Elemente enthalten (81). Das Sprachenlernen könne man nämlich lernen und lehren:

Es ist oben bemerkt worden, daß der Sprachunterricht mit der deutschen Sprache sollte angefangen werden, dieß ist aber bis ietzt nicht wohl möglich, weil ein großer Theil der Lehrer an den Schulen, das Studium der deutschen Sprache verabsäumt hat. Und da es ein schweres Geschäft ist, Kinder auf gehörige Art darinn zu unterrichten, so läßt sich leicht erachten, daß es sehr nützlich wäre, wenn diejenigen, welche sich dem Schulfache widmen, auf der Universität förmliche Anweisung dazu und praktischen Unterricht darinn erhielten (80).

Die (künftigen) germanistischen Lehrstuhlinhaber sollten mehrere moderne Fremdsprachen können, nur dann könnten sie Sprachen vergleichen und würden so die idealen Sprachlehrer (77). Das ist eine vernünftige Forderung, die bis heute an vielen germanistischen Instituten nicht eingelöst ist.

### *Zusammenfassung*

In diesem Kapitel wurden einige zeitgenössische Gedanken und Ansichten darüber referiert, wie Fremdspracherwerb abläuft und wie er durch Unterricht zweckmäßig gesteuert und günstig beeinflusst werden kann. Realistische Vorstellungen von den psycholinguistischen Mechanismen, die dabei eine Rolle spielen, hatte man im 18. Jahrhundert noch nicht, aber praktische Erfahrungen aus dem Fremdsprachenunterricht. Longolius, Hentschel und Kramer versuchten, daraus Folgerungen zu ziehen.

Erst die philanthropische Bildungslehre der Spätaufklärung „entdeckte“ die Kinder als Lernsubjekte eigener Art; von ihr wird in III.1 noch die Rede sein. Diese Vorstellungen wurden beispielsweise in den Schriften von Schall und Cunradi expliziert – und nicht nur von ihnen. Mehr als einen ersten Eindruck kann und soll dieser Abschnitt nicht vermitteln.

## I.2 Funktionen und Domänen der Fremdsprache Deutsch

### I.2.1 Der Wert der Fremdsprache Deutsch

Im 15. Jahrhundert wurde es unter Europas Intellektuellen eine Art Mode, die jeweils eigene Volkssprache zu loben und die anderen Volkssprachen herabzusetzen. Das hatte politische Hintergründe und führte zu manchmal erbitterten Polemiken. Wolf Peter Klein spricht von einem „Aufwertungsdiskurs“, der den älteren „Abwertungsdiskurs“ abgelöst hatte.<sup>1</sup>

Dieser „Aufwertungsdiskurs“ blieb bis ins 19. Jahrhundert hinein lebendig. Wilhelminische Sprachchauvinisten und einige nationalsozialistische Sprachtheoretiker haben später an ihn angeknüpft. Er war ein Moment in der „Konstruktion einer deutschen Ehrgemeinschaft“ im Zeitalter des deutschen Humanismus, wie der Historiker Caspar Hirschi (2005) sie beschrieben hat, bedauerlicherweise ohne die Sprache(n) als wichtigen Faktor in dieser Entwicklung zu erkennen und in weitgehender Unkenntnis der sprachhistorischen Literatur zum Thema.

Im Laufe dieses Prozesses erfolgte – nicht nur in Deutschland – eine politische Interpretation der Volkssprachen und der Räume, in denen sie gesprochen wurden. Das Deutsche wurde im 17. Jahrhundert zur „grundrichtigen Hauptsprache“, „edlen Helden-sprache“ und „Originalsprache“ befördert. Georg Justus Schottelius (1612-1676) argumentierte (1641) mit dem hohen Alter des Deutschen und seiner „Unvermischtheit“ (im Vergleich mit den romanischen Sprachen). Wenn Originalität bedeutete, dass wenig aus anderen Sprachen ins Deutsche „eingemengt“ war, dann lag es nahe, sich genau darum zu bemühen und Fremdeinflüsse zu bekämpfen. Johann Bödiker (1641-1695) bemühte in seinen Metaphern das Militär und die Nachtwächterei:

Beschützen andere mit Raht und Waffen die Ehre des Vaterlandes; so zeige ich hier Grammatiche Waffen / dadurch die Ehre des Vaterlandes auch in der Sprache kan beschützet werden. [...] richte ich hier auf eine Nacht-Leuchte / nach meinem Vermögen / die Jugend vor Irrthum in dem Reden und Schreiben zu warnen. Denn ich sehe / daß unsere Jugend fremde Sprachen und Wissenschaften lernet; und aber in der Mutter-Sprache so gröblich irret.<sup>2</sup>

Das folgende Beispiel stammt aus einer Sammlung von kleinen Geschichten, die im Anhang zweier italienisch-deutscher Gesprächsbücher (1736, 1755) abgedruckt sind.

‘VIII. Gespräch zwischen einem Spanier und einem Deutschen über ihre Sprache(n).

Ein Deutscher erörterte mit einem Spanier viele Dinge und kam schließlich auf die Unterschiede zwischen dem Deutschen und dem Spanischen zu sprechen. Dabei lobte jeder die Vorzüge seiner eigenen Sprache. Nach langem Hin und Her sagte der Spanier zum Deutschen: Eure Sprache ist dermaßen hart und durchdringend, dass ich voll und ganz davon überzeugt bin, dass Gott der Herr deutsch sprach, als er Adam aus dem Paradies jagte. Und die eure, antwortete der Deutsche, ist so süß und

---

1 Klein 2011, 466, 473-498.

2 J. Bödiker, Grund-Sätze der Deutschen Sprachen, 1690/1709, b4.

fließend, dass es mich glauben macht, dass der Satan spanisch sprach, als er unsere Urmutter Eva verführte.’<sup>3</sup>

Wir haben es hier mit Äußerungen eines späthumanistisch-frühbürgerlichen Kulturpatriotismus zu tun, dem es um „Sprachenlegitimation“<sup>4</sup> ging. Das Bedürfnis, die eigene Volkssprache als funktional vielseitige, gepflegte, liebens- und lernenswerte, kulturell wertvolle Hochsprache darzustellen, war im 17. und 18. Jahrhundert im deutschen Sprachraum weit verbreitet. Hubers Meinung, mit Schottelius scheine „der Kulturpatriotismus seine Vollendung gefunden zu haben. Seine Nachfolger berufen sich auf ihn, neue Argumente kommen nicht hinzu“<sup>5</sup>, ist deutlich zu relativieren: in den Vorwörtern zu Lehrbüchern und Wörterbüchern lebte dieser Kulturpatriotismus noch lange weiter. Wollte man die Meinung vertreten, dass es sich für Anderssprachige lohne, das Deutsche als Fremdsprache zu erwerben, musste man diesen Standpunkt verfechten: wenn die eigene Sprache keine derartige Hochsprache wäre (oder doch wenigstens kurz davorstünde, eine zu werden), welchen Zweck sollte es dann haben, sie lernen zu wollen?

Von Polenz wies darauf hin, dass es in gewissem Sinn anachronistisch sei, vom Deutschen im 18. Jahrhundert als Hoch- oder Standardsprache zu sprechen, denn dieses Deutsch entspreche nur einem „sehr kleinen (wenn auch einflussreichen und folgenreichen) hochkulturellen Ausschnitt aus der Gesamtsprachentwicklung“.<sup>6</sup> Es dürfte schwierig sein anzugeben, welchen Umfang dieser Ausschnitt besaß. Die Lehrwerke für die Fremdsprache Deutsch wurden allerdings keineswegs nur von Adligen und „Bildungsbürgern“ (diese hält von Polenz für die maßgeblichen Protagonisten der Sprachentwicklung im 18. Jahrhundert) verwendet, sondern auch von Personen, die Deutschkenntnisse in Brotberufen benötigten: Kaufleuten, Spediteuren, wandernden Handwerksgelesen, Handwerksmeistern in den Grenzgebieten sowie auf Wanderung<sup>7</sup> und Ehefrauen von Kaufleuten und Handwerksmeistern. Auch Soldaten und Verwaltungsbeamte waren wichtige Nutzergruppen. Sie interessierten sich weniger für das „hochkulturelle“ Deutsch als für praktische, im Alltag verwendbare Kenntnisse des Deutschen.

Dieses Deutsch war schriftgebunden, denn man lernte es (häufig) aus Büchern; Bücher sind die einzige Quelle, die es dokumentieren. Dieses Deutsch musste, wenigstens dem Anspruch nach, ein Deutsch sein, das im gesamten Sprachgebiet verwendbar und verständlich

3 „VIII. Disputa d’uno Spagnuolo, con un Tedesco, sopra la loro lingua. Un tedesco discorrendo con uno spagnuolo di molti cose venne ancora sul tapeto la differenza, che v’è fra la lingua Tedesca, e Spagnuola, lodando ogn’uno la preferenza della sua. Dopo molte dispute lo Spagnuolo disse al Tedesco: “La vostra lingua è tanto dura, e penetrante, che mi persuado certamente, Iddio haver parlato Tedesco, quando cacciò Adamo fuori del paradiso. E la vostra, replicò il tedesco, è tanto dolce, e fluida, che mi fa credere, che’l diavolo parlò Spagnuolo, quando sedusse la nostra Madre Eva.” P. F. di Corsini/A. Herold, Neue italiänische Gespräche, 1736, 313. Wortgleich bei F. Bortoletti, Dialoghetti italiani, 1755, 267. Bereits 1700 erzählte M. Kramer diese Anekdote im „Vor-Bericht“ zu Il gran ditionario reale, tedesco-italiano, 2. Auflage 1700, S. (h) v. – (h)2 r., zitiert nach Bray 2000, 479. Bei Kramer spielt sich der Disput ab zwischen einem französischen und einem deutschen Edelmann.

4 Otto 1972; Stoll 1973; Huber 1984; Von Polenz 1994, 108f.

5 Huber 1984, 100.

6 Von Polenz 1994, 200.

7 Zu den Handwerkerwanderungen vgl. Bd. I, 98-102 sowie Wadauer 2005 (mit einem Forschungsüberblick zur Geschichte der Gesellenwanderungen S. 21-26). Zur Praxis der Grenzregimes und des Fremdenrechts in Österreich in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts vgl. Heindl/Saurer 2000.

war, also Eigenschaften aufweisen, die eine Hoch- und Standardsprache definieren. Es ist deshalb nicht erstaunlich, dass die Lehrbuchtexte nicht einmal in der Hochzeit der barocken Stilideale übermäßig üppig ausfielen, etwa bei Kramer. Ein Sprachmeister und Lehrbuchschreiber, der von seinem Metier leben wollte, musste seine Schüler ein alltagstaugliches Deutsch lehren.

Nicht nur biblische und weltanschauliche Argumente fielen in diesen Debatten, sondern auch solche, die auf konkrete Eigenschaften von Sprachen bezogen waren. Kramer schrieb (1715) über die, wie er meinte, unbegrenzten Möglichkeiten der Wortbildung im Deutschen: es „erhellet, daß unsere Vaterländische teutsche Sprach / gleich der Hebräischen / immediatè von GOtt dem Allmächtigen / als ein Strälelein seiner unendlichen Weisheit hervor kommen [...]“.<sup>8</sup> Deshalb sei das Deutsche dem Französischen absolut ebenbürtig. Außerdem sei es der Schlüssel zu allen Sprachen des Nordens. Sein Potential in der Wortbildung sei viel größer als das des Lateinischen, weshalb man es als die Sprache der Gelehrten bezeichnen sollte.<sup>9</sup>

Ein weiterer Vorzug des Deutschen, so hatte Kramer bereits 1694 geschrieben, bestehe darin, dass es im Gegensatz zum Italienischen, Französischen oder Spanischen nicht aus ‚Korruption‘ („Corrottione“) einer anderen Sprache entstanden sei. Vielmehr sei das Deutsche eine ‚ursprüngliche Grundsprache‘ („Lingua Original, Primitiva“), die Gott bereits beim Turmbau von Babel geschaffen habe. Hier haben wir die traditionsreiche Aversion gegen Sprachmischungen und Mischsprachen vor uns. Auch treffe es, so Kramer weiter, keineswegs zu, dass das Deutsche eine barbarische Sprache sei. Das habe zwar schon Schottelius erkannt und bewiesen, doch werde es fälschlich immer noch behauptet, womit endlich aufgehört werden solle.<sup>10</sup>

## 1.2.2 Warum Deutsch lernen?

Deutsch lerne man hauptsächlich aus drei Gründen, meinte der Verfasser eines Deutsch-Lehrbuchs für Franzosen (1682): wegen des Handels, weil die vornehmsten Hofleute es sprechen und weil es die Muttersprache von „grandes Princesses“ sei, die an den französischen Hof verheiratet worden seien.<sup>11</sup> Der erste und der dritte Grund sind plausibel, der zweite war eher der Wunschtraum eines Sprachmeisters, der sich betuchte Kundschaft wünschte.

In Bd. I wurde die Schrift von Elias Caspar Reichard (1714-1791) über die „Historie der deutschen Sprachkunst“ (1747)<sup>12</sup> ausführlich zitiert. Dort sagt Reichard einiges über die Motive für den Erwerb der Fremdsprache Deutsch durch „Ausländer“, wie er die Zielgruppe pauschal nennt. Als wichtige Faktoren nennt er auch die Heiraten deutscher Prinzessinnen in anderssprachige Länder (an den Höfen in Russland, Großbritannien, Dänemark, Schweden, Polen „etc.“: spreche man ihretwegen deutsch), weiterhin die sprachlichen Grenzzonen Deutschlands, in denen Zweisprachigkeit verbreitet sei. Dann spiele das Interesse an den Wissenschaften, die in Deutschland getrieben würden, und an der auf deutsch

8 M. Kramer, Neu-vollständiges Teutsch-Französisches Wörter-Register, 1715, S. b4v.

9 J. Perger, La véritable et unique grammaire allemande, 1682, Preface, S. A4r.

10 M. Kramer, Die richtigen Grund-Festen der Teutschen Sprache, 1694, S. A2v–A3r.

11 J. Perger, La véritable et unique grammaire allemande, 1682, Preface, S. A6r.

12 Zu Reichards Leben und Werk vgl. Cherubim 1987; Cherubim 1992; BBHS VII, 128-134.

gedruckten Literatur eine große Rolle für das Interesse an der Fremdsprache Deutsch, schließlich auch der Fernhandel und die Einwanderung in den deutschen Sprachraum.<sup>13</sup> Reichard ging also in aufklärerisch-praktischer Denkart von der Frage aus, warum in anderen Ländern Deutsch gelernt werde.

Mit „Literatur“ meinte Reichard nicht nur, aber auch die „schöne“ Literatur in deutscher Sprache. Von Polenz wies darauf hin, dass der Ausdruck *Literatur* im Sinne von *belles lettres*, von schöngestiger Literatur, sich erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einbürgerte.<sup>14</sup> Diesen Hinweis wollen wir nicht übergehen, aber zu dem weiteren Hinweis nutzen, dass die schöne Literatur (im 17. Jahrhundert z. B. Grimmelshausen, Christian Reuter, Paul Fleming, Paul Gerhard) ebenso wie die Musik, die Architektur und die Bildende Kunst in den deutschsprachigen Ländern seit dem Mittelalter im Austausch mit den anderen Kulturräumen Europas entstand und alle neuen Entwicklungen wechselseitig rezipiert wurden.<sup>15</sup> Aus diesem Grunde halten wir es für berechtigt, bereits für die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts eine frühbürgerliche deutsche Literatursprache anzusetzen und sie auch so zu bezeichnen (und nicht nur eine höfische „Haupt- und Heldensprache“ für das *genus grande* der Poesie in der Nachfolge von Martin Opitz' Poetik).

Mitunter wurde die steigende Bedeutung des Deutschen in den Wissenschaften als Grund dafür genannt, dass Anderssprachige Deutsch lernten, etwa in der deutschen Grammatik von Herman Wahn (Hamburg 1723). Sie richtete sich zwar in erster Linie an Muttersprachler „aus Liebe zum gemeinen Besten“, doch nicht nur an sie: „Auch frembde Nationen sich mehr und mehr der Teutschen Sprache bedienen müssen / auch dasjenige zu verstehen was in solcher Sprache von nöthig- und nützlichen Wissenschaften abgefasset [...]“.<sup>16</sup> Fünfzig Jahre später wurde in einem Schulbuch für kroatische Kinder ein Gespräch zwischen zwei Kavalieren abgedruckt, von denen der eine gerade aus Frankreich zurückgekommen war. Er wird gefragt, ob man denn in Frankreich mit dem Deutschen durchkomme, und er antwortet: „Ich hatte immer Gelegenheit deutsch zu reden, und ich fand auch die besten Werker [sic] der deutschen Schriftsteller in Frankreich. – Wird unsere Sprache auch den Franzosen angenehm? – Glauben Sie mir, dass man selbe dort hochachtet, und fast der Englischen vorzieht. – Dies haben wir ohne Zweifel unsern Gelehrten zu danken, deren Schriften bey den Ausländern einen solchen Beyfall gefunden“.<sup>17</sup> Der Ruf Deutschlands als Hort der Wissenschaften war also bereits ein Schulbuch-Stereotyp.

### 1.2.3 Der „homo migrans“ und die Sprachen

Es ist naheliegend, wenigstens kurz auf die Frage einzugehen, wie Sprachkontakt zustandekommt, wenn er nicht „natürlich“ gegeben ist - an einer Sprachgrenze. Er beruht dann auf individueller oder gruppenweiser Mobilität. Der „homo migrans“ musste schon immer mit Sprachverschiedenheit fertig werden, wenn er Sprachgrenzen überschritt.

---

13 E. C. Reichard, *Historie der deutschen Sprachkunst*, 1747, 447-449.

14 Vgl. Eichinger 1990; von Polenz 1994, 300-303.

15 Vgl. z. B. Troescher 1953/1954, ein Katalog von Namen von niederländischen und französischen Künstlern, die bis zum Jahr 1800 im deutschen Sprachraum nachweisbar sind, und von Künstlern aus dem deutschen Sprachraum, die im gleichen Zeitraum in Frankreich und den Niederlanden tätig waren; über ihre Sprachkenntnisse enthält diese Sammlung nichts.

16 H. Wahn, *Kurzgefasste Teutsche Grammatica*, o. J. [1723], S. )5 r.

17 Nemska *grammatika, oder Anfangsgründe der Deutschen Sprachkunst*, 1772, 102.

Wenn Personen, die unterschiedliche Sprachen sprechen, in Kontakt zueinander treten und auf diese Weise Sprachkontakt praktizieren, hat häufig einer von beiden eine Reise hinter sich. Es kann eine kurze oder lange Wegstrecke hinter sich haben, er kann sich kurze oder lange Zeit am Ziel der Reise aufhalten oder ganz dort bleiben, er kann dort willkommen oder nur geduldet oder gar unerwünscht sein. All das nennen wir Migration. Migration hat viele Formen.

Der amerikanische Historiker und Soziologe Charles Tilly (1929-2008) hat ein Modell entwickelt, das vier verschiedenen Typen von Migration vorsieht; es wurde in Bd. I. vorgestellt und kommentiert. Dort wurde gesagt, dass die zirkuläre Migration (Pendelmigration), die Kettenmigration und die Karriere-Migration, zu der Tilly auch die Flucht-migration rechnete, Voraussetzungen für die Entstehung von Sprachkontakten schaffen und die Grundlagen für Sprachwechsel legen können.<sup>18</sup> Wir fassen dieses Modell hier noch einmal zusammen.

Zirkuläre Migration (Pendelmigration) liegt vor, wenn Migration zyklisch erfolgt und keinen lang anhaltenden oder endgültigen Aufenthalt des Migranten am Zielort bzw. den Zielorten bewirkt („Plurilokalität“). Klassische Fälle von Pendelmigration sind Saisonarbeit und Gesindewanderungen (sommers in der Fremde, winters zu Hause), die sogenannte Transhumanz in Hirtengesellschaften (Almwirtschaft: sommers in den Bergen, winters im Tal) und der großräumige Hausierhandel. Pendelmigration in den deutschen Sprachraum hinein schuf die Grundlagen für den Erwerb von Deutschkenntnissen, Pendelmigration aus dem deutschen Sprachraum hinaus legte den Erwerb von Fremdsprachen durch Deutschsprachige nahe.

Bei Kettenmigration erfolgt die Migration etappenweise. Die Migranten finden im Zielgebiet Einwanderer aus derselben Herkunftsregion vor, bei denen sie aufgenommen werden können. Sie treffen dort auf Personen, die ihre Sprache sprechen und die denselben kulturellen (konfessionellen, sozialen, beruflichen usw.) Hintergrund wie sie selbst haben (oder hatten – falls sie sich inzwischen assimilierten). Vom ersten Zielort kann man weiterziehen zu weiteren Zielorten, an denen Kolonien von Einwanderern aus derselben Herkunftsregion bestehen. Kettenmigration findet häufig innerhalb von Familien, Clans oder Dorfgemeinschaften statt. Die bereits Ausgewanderten ziehen andere nach sich, die aus demselben Umfeld kommen. So können in der Einwanderungsregion Netzwerke neu entstehen, die (in anderer Form) bereits in der Herkunftsregion existierten. Kettenmigration mildert den Zwang zur Assimilation und zum Erwerb der Landessprache. Einwandererkolonien erhalten ihre Herkunftssprache in der Regel über zwei bis drei Generationen. Der Sprachwechsel erfolgt meist in der Enkelgeneration. Regelmäßige neue Zuwanderung stabilisiert den Spracherhalt und verringert das Tempo des Sprachwechsels. Die italienische Migration des Mittelalters und der Frühen Neuzeit nach Deutschland beispielsweise war im wesentlichen Kettenmigration.<sup>19</sup>

---

18 Bd. I, 147-149. Überblicke über Modelle verschiedener „Wanderungstypen“ und Migrationssysteme finden sich bei Lucassen 1987, 1-5; Klingebiel 1997; Bade 2002b, 21-24; Walz 2002, 123-137, 431-437.

19 Bd. I, 149-154; dort ist eine makkaronische „Aria eines italienischen Guckkasten-Mannes“ vom Ende des 18. Jahrhunderts dokumentiert.

Karrieremigration ist eine freiwillige und – der Intention nach – auf Dauer angelegte Form der Migration. Man wandert einzeln oder in Gruppen in ein anderes Land, weil man sich dort ein besseres Leben verspricht. Karrieremigration ist nicht auf eine spätere Rückkehr angelegt. Sie setzt die Bereitschaft voraus, sich in die Strukturen des Ziellandes einzuordnen und seine Sprache zu erwerben. Die klassische Form der Karrieremigration ist die Migration im Rahmen kolonialer Unterwerfung. Sie führt zur Ausrottung oder zur Assimilation der Urbevölkerung und dazu, dass sie (wenigstens teilweise) die Sprache der Kolonisatoren übernimmt, wie das in vielen britischen, französischen, belgischen, spanischen und portugiesischen Kolonien, aber auch in Sibirien der Fall war.

Die deutsche Auswanderung in die Kolonien anderer europäischer Mächte im 18. Jahrhundert führte fast überall zu raschem Sprachwechsel – außer in Russland und auf dem Balkan. Denn eine andere Form der Karrieremigration schuf Sprachinseln im Auswanderungsgebiet. Das klassische Beispiel hierfür bieten die mittelalterlichen deutschen Städtegründungen im Norden, Osten und Südosten Europas. Im 18. Jahrhundert führte die deutsche Auswanderung nach Russland und in die von den Türken befreiten Gebiete Südosteuropas zur Entstehung neuer deutscher Sprachinseln. Sie werden in Teil III angesprochen.

Fluchtmigration ist im Gegensatz zur Karrieremigration weder freiwillig noch – der Intention nach – auf Dauer angelegt. Im 18. Jahrhundert war die Konfessionsmigration, die im 16. und 17. Jahrhundert ihre Höhepunkte gehabt hatte, immer noch eine wichtige Spielart der Fluchtmigration.<sup>20</sup> Flüchtlinge hoffen in der Regel darauf, dass die Fluchtgründe verschwinden und ihnen eine Rückkehr in die Heimat ermöglicht wird. Diese Hoffnung kann Assimilation und Sprachwechsel verlangsamen, wie das Beispiel der Hugenotten in Deutschland zeigt, das in Bd. I unter dem Aspekt des Erwerbs der Landessprache Deutsch ausführlich erörtert wurde.<sup>21</sup> Von den Flüchtlingen vor der französischen Revolution, den böhmischen Exulanten und den ostjüdischen Einwanderern wird in Teil III die Rede sein.

Weitere Parameter, die in den Überlegungen zu einer Typisierung von Migration eine Rolle spielen, sind Entfernung oder Nähe, zeitliche Begrenzung oder Permanenz, Legalität oder Illegalität. Thomas Klingebiel setzt für die Frühe Neuzeit drei Haupttypen von Migration an: die marktbedingte, die erzwungene und die staatlich gelenkte Migration.<sup>22</sup> Wir halten die Frage, ob eine oder mehrere Sprachgrenzen überschritten werden und damit in der Regel der Kulturraum gewechselt wird, für einen entscheidenden Parameter.<sup>23</sup> Ihm trägt das im folgenden Abschnitt skizzierte Konzept Rechnung.

Für die Geschichte der Kontakte zwischen Deutschen und Franzosen, zwischen dem Deutschen und dem Französischen hat Michel Espagne das Konzept des „transfert culturel“ entwickelt.<sup>24</sup> Es besagt, dass bei Gruppenmigration nicht nur der unmittelbare Einfluss der Immigranten auf die Aufnahmegesellschaft zu betrachten sei, sondern auch die Prozesse der Übertragung und der Aneignung des zunächst Neuen und Fremden durch die Aufnahmegesellschaft. Dies kann materielle Güter (z. B. Nahrungsmittel, Kleidungsstücke, Einrich-

20 Der Terminus geht auf Heinz Schilling zurück. Schilling 2002, 73, hat Schätzungen der Größe dieser Flüchtlingsgruppen versucht. Er kommt auf die Zeit zwischen 1550 und 1750 auf 750.000 Menschen in ganz Europa. Die meisten von ihnen flohen aus den katholischen in protestantische Länder.

21 Bd. I, 158-201.

22 Klingebiel 1997, 26-34.

23 So auch Espagne 1997, 248.

24 Espagne/Werner 1985; Espagne 1997; Espagne 1999.

tungsgegenstände) genauso betreffen wie Denkweisen und „Sitten und Gebräuche“, also Verhaltensroutinen im weitesten Sinn. Kulturtransfer kann in der (meist selektiven) Anverwandlung des zunächst Fremden bestehen, seiner bewussten Kontrastierung mit der eigenen Lebenswelt, die die Übernahme oder Ablehnung des Neuen steuert. Dabei spielen „Konjunktoren“ des geistigen Lebens im Rezeptionsland eine maßgebliche Rolle, die „zuweilen im Laufe weniger Jahre eine fremde Überlieferung völlig umdeuten“ können.<sup>25</sup> Ein wichtiges Motiv für die Bereitschaft der Aufnahmegesellschaft, sich auf Kulturtransfer einzulassen, liegt in der durch Immigranten oft erst möglich gewordenen Einsicht in Unzulänglichkeiten und Defizite der überkommenen eigenen Lebenswelt. Der Transfer kann dann in einer bewussten Überwindung solcher Unzulänglichkeiten und Defizite bestehen. Kulturtransfer geschieht weniger auf der Grundlage von Erzählungen, Berichten oder Lektüre, sondern vor allem in Begegnungen zwischen (Gruppen von) Personen, die längere Zeit andauern. Das können Kaufleute sein, die in die Fremde reisen, um dort Geschäfte zu machen, oder Handwerker, die auf ihren Wanderungen andere Länder besuchen und dort womöglich neue Techniken bekanntmachen. Es kann sich um Diplomaten und Offiziere handeln, die über längere Zeiträume „im Ausland“ tätig sind, oder um Studenten und Gelehrte, die die *peregrinatio academica* ausüben.

Die wichtigste Gruppe in den Kulturtransfers des 18. Jahrhunderts im Römisch-Deutschen Reich waren Flüchtlinge, die man zum Verlassen ihrer Heimat gezwungen hatte, und Auswanderer, die in der Fremde ein besseres Leben suchten. Unter den Flüchtlingen, die nach Deutschland kamen, waren die Hugenotten die prominentesten, die böhmischen Exulanten die zahlreichsten und die (meist nur temporären) französischen Emigranten der Revolutionszeit (seit 1792) die unbeliebtesten.

### *Zusammenfassung*

In diesem Kapitel ging es um die Diskussionen über Wert und Würde der europäischen Volkssprachen, die in Deutschland seit dem 15. Jahrhundert vor allem unter Bezug auf das Lateinische, Französische und Italienische geführt wurde. Sie reichten bis ins 18. Jahrhundert. Eine vollwertige Hoch- und Literatursprache brauchte Normen, sie musste geregelt und regelmäßig sein, sonst konnte man sie schlecht lehren. Die passende Lehre ihrerseits musste sich nach der Zielgruppe richten, denn diese Zielgruppen waren vielfältig.

Eine Sprache, die gelernt werden will, muss Motive dafür bieten, sich dieser Mühe zu unterziehen. Diese Motive waren und sind oft materieller Art; davon wird in späteren Kapiteln noch mehrfach die Rede sein. Ein Hinderungsgrund, so dachten im 17. und 18. Jahrhundert viele, Deutsch zu lernen, liege darin, dass es so viele Fremdwörter enthalte. Die Diskurse über das Deutschlernen und die Fremdwörter berührten sich an vielen Punkten.

Weiterhin befasste sich dieses Kapitel mit einer wesentlichen Voraussetzung für die Notwendigkeit, andere Sprachen zu lernen, der Migration einzelner Personen oder von Personengruppen über Sprachgrenzen hinweg. Von Karl Valentin stammt die Erkenntnis: „Fremd ist der Fremde nur in der Fremde“. Sie lässt sich dahingehend ergänzen, dass Fremde dann ganz besonders fremd sind, wenn man sich mit ihnen nicht verständigen kann. Migranten werden dann zu Anderssprachigen, wenn sie Sprachgrenzen überschreiten. Die einzelnen Typen von Migration verursachen das Bedürfnis oder die Notwendigkeit, die

---

25 Espagne/Werner 1985, 505.

Sprache der Zielkultur zu erwerben, in unterschiedlichem Maß. Das Modell des Kulturtransfers macht deutlich, dass dies häufig kein einseitiger Anpassungsvorgang ist, sondern Austausch und Einflussnahme von Sprache und Kultur der Immigranten auf die Zielkultur und ihre Sprache einschließt.

### I.3 Die Amts- und Hofsprache Deutsch und ihre Konkurrenten

Die Frage nach den Amts- und Staatssprachen war im Mittelalter von geringer Bedeutung gewesen, weil im Schriftverkehr und in der Pflege der internationalen Beziehungen das Lateinische unangefochten war. Seit dem 13. Jahrhundert änderte sich das. Die Volkssprachen drangen allmählich in die Domänen der Schriftlichkeit vor. Im Adel, bei den städtischen Patriziern und in den Familien von Fernkaufleuten begann man damit, den Nachwuchs fremde Volkssprachen lernen zu lassen. In der Goldenen Bulle, einer Verfassungsurkunde, die die Königswahl regelte, wurde 1356 gefordert, dass die Söhne der Kurfürsten die Sprachen des Reiches lernen sollten; das waren neben dem Deutschen das Lateinische, das Italienische und das Tschechische. Die ersten verbindlichen Festlegungen der Amtssprachen von Behörden, Gerichten und anderen Staatseinrichtungen stammen aus dem 16. Jahrhundert. In der Wahlkapitulation, die seit 1519 jeder Kaiser bei seinem Amtsantritt beschwören musste, verpflichtete er sich, im offiziellen Verkehr nur die Reichssprachen Deutsch und Lateinisch zu verwenden. Dieses Reich bestand bis 1803 aus 77 geistlichen und 65 weltlichen Fürstentümern, 103 Grafschaften und Herrschaften, 51 Reichsstädten sowie „zahllosen Reichsritterschaften“.<sup>1</sup>

Der französische König Franz I. bestimmte im Edikt von Villers-Cotterêts (1539) die ‚französische Muttersprache‘ (‚langage maternel françoys‘) für Frankreich zur alleinigen Amtssprache. Ob sich diese Regelung eher gegen das Lateinische, die Sprache der europäischen Eliten, oder eher gegen die Regionalsprachen Frankreichs, seine ‚patois‘, richtete, muss hier nicht erörtert werden.

Der Jurist, Schriftsteller und Hofbeamte Friedrich Carl (von) Moser (1723-1798) veröffentlichte 1750 ein Werk, das umfassend über die offiziellen Sprachen an den Höfen Europas und in drei seiner souveränen Republiken, den Vereinigten Niederlanden, Genua und der Helvetischen Konföderation (Venedig fehlt), Auskunft gab.<sup>2</sup> Er konnte sich dabei in erheblichem Umfang auf die „Abhandlung von dem Recht der Teutschen Sprache“ (1733) seines Vaters Johann Jakob Moser (1701-1785) stützen, der sich ebenfalls als Jurist, Publizist und Politiker einen Namen erworben hatte.<sup>3</sup>

Staatssprachen waren für Moser Sprachen, deren sich „souveraine Staaten und Regenten, und deren Gesandte, sowohl in schriftlichen Handlungen, als mündlichen Unterredungen und Vorträgen, entweder freywillig bedienen, oder, Krafft Herkommens, ingleichen besonderer Verträge und Schlüsse, bedienen müssen“ (2f.). Es waren die Sprachen, die in diplomatischen Verhandlungen, Kriegserklärungen und Manifesten von Herrschern (37-39) verwendet wurden.<sup>4</sup> Hofsprachen hingegen waren Sprachen, „welcher sich der Regent und

---

1 Bosse 2012, 47.

2 F. C. Moser, Abhandlung[en] von den Europäischen Hof- und Staats-Sprachen, 1750. Zu F. C. Moser vgl. BBHS VI, 242-246.

3 Zu J. J. Moser vgl. von Polenz 1994, 63f.; BBHS VI, 246-248. J. J. Moser und F. C. Moser gehörten in den 1750er Jahren zu den prominenten Kritikern des Soldatenhandels; Wilson 1996, 767. Hattenhauer (1987) hat die Geschichte der Regelungen über die deutsche Rechts- und Gesetzessprache dargestellt.

4 Seit dem Dreißigjährigen Krieg gewann die Diplomatie in der europäischen Politik an Gewicht; Zeitgenossen sprachen von einer „Residentenseuche“, weil sich die diplomatischen Vertretungen stark

seine Familie, so dann die übrige Hof- und Staats-Bediente unter einander und mit denen, welche den Hof besuchen, gemeinlich, am öftesten und liebsten bedienen“ (11). Seine Unterscheidung entspricht ungefähr der modernen Unterscheidung zwischen äußerer und innerer Amtssprache.<sup>5</sup>

Über die „Hofsprache“ im Deutschen, die „Sprache der Höfe und die Schreib-Art der Cabinette und Canzleyen“, hatte Moser bereits 1749 ein Buch veröffentlicht.<sup>6</sup> Im ersten Teil geht es dort um juristische und diplomatische Feinheiten in der Orthographie und der Interpunktion, um Abkürzungen und Zahlen, um das Schönschreiben, um den Unterschied zwischen Signieren und Unterschreiben und den zwischen eigenhändigen Schreiben und Handschreiben. Der zweite Teil ist der „Etymologie oder Wortforschung“ gewidmet. Hier werden juristische und diplomatische Spezialbedeutungen von Verwandtschafts- und Standesbezeichnungen, Taufnamen, Titeln und modifizierenden Adjektiven erörtert. Bei den Verben geht es u. a. um Tempusbedeutungen, bei den Adverbien, den Präpositionen und den Konjunktionen um Spezialbedeutungen von Wörtern wie *anjetzo*, *genugsam* oder *zugleich* bzw. *per*, *pro* oder *zum* bzw. *dafern*, *oder* oder *und dergleichen* (sie werden alphabetisch aufgelistet; 238-278). Der dritte Teil befasst sich mit stilistischen Feinheiten und Fragen des rechten Ausdrucks. Im Aufbau ist das Werk ganz an einer herkömmlichen Grammatik orientiert, und Gottsched ist die zentrale Zitierautorität.

Im folgenden referieren wir, was Moser in den „Abhandlung[en] von den Europäischen Hof- und Staats-Sprachen“ über die Rolle des Deutschen als Staats- und Hofsprache mitteilte. Wir möchten damit auch die (v.a. unter Romanisten verbreitete) Meinung widerlegen, das Französische sei im 17. und 18. Jahrhundert „die Sprache der europäischen Diplomatie“<sup>7</sup> gewesen – das wurde es erst im 19. Jahrhundert.

Im 18. Jh. bröckelte die Stellung des Lateinischen zwar schon, aber es blieb im diplomatischen Verkehr präsent. Denn am kaiserlichen Hof in Wien waren Latein und Deutsch die beiden offiziellen Sprachen (44f.). Unter „Deutsch“ verstand Moser „Hochdeutsch“ (89f.), auf dessen Beschaffenheit er nicht näher einging. Lateinische Ausfertigungen von Dokumenten aus dem „Reichs-Hof-Rath“ kosteten „ein doppelter Tax“ (99).

Fremde Gesandte verwendeten (im Jahr 1750) in Wien Lateinisch, Deutsch, Französisch oder Italienisch. Kaiserliche Gesandte verkehrten mit fremden Mächten im Ausland auf Lateinisch (45f.). Grundsätzlich wurde im amtlichen Verkehr innerhalb der deutschsprachigen Teile des Reiches das Deutsche, im Verkehr mit seinen anderssprachigen Gebieten und nach außen das Lateinische verwendet (85-95). Diese Regelung galt seit Karl V. (85f.). Sie endete 1784 mit einem Edikt Josephs II., in dem das Deutsche zur alleinigen (inneren) Amtssprache des Reiches erklärt wurde.

Diese Regelung wurde getroffen, um einen zentral regierbaren Staat zu schaffen, in dem die ständischen Privilegien kein Verwaltungshindernis mehr sein sollten. Dieser Zentralstaat sollte auf Deutsch gelenkt werden. Im selben politischen Zusammenhang standen die Abschaffung der Leibeigenschaft, die Ausdehnung der Steuerpflicht auf den Adel und die

---

vermehrten (Beetz 1990, 256).

5 Vgl. die Artikel Amtssprache, Gerichtssprache, Geschäftssprache, Kanzleisprache, Staatssprache im MLS.

6 F. K. von Moser, Versuch einer Staats-Grammatic, 1749.

7 Mattheier 1997, 34. Vgl. dazu Ostrower 1965.

Geistlichkeit und, was für das österreichische Bildungswesen besonders folgenreich war, die Aufhebung des Jesuitenordens (1773). Doch stieß Josephs Sprachenregelung auf massiven Widerstand, denn sie wurde als Maßnahme zur Unterdrückung der übrigen Sprachen der Monarchie wahrgenommen. Es war vor allem eine ungeschickte Maßnahme zur Verbesserung und Vereinfachung der Verwaltung.

Es gab zu Mosers Zeiten eine Reihe von Sonderregelungen für die Wiener Kanzlei. Mit dem König von Dänemark verkehrte der Kaiser auf Deutsch, wenn es um die Herzogtümer Schleswig und Holstein ging (denn sie gehörten zum Reich), sonst auf Lateinisch (46). Mit dem König von Großbritannien kommunizierte Wien auf Lateinisch (60-63), doch alles, was Braunschweig-Hannover betraf, wurde auf Deutsch traktiert. Mit dem König von Preußen verkehrte man nur auf Deutsch (74-76), mit dem russischen Zarenhof auf Lateinisch, mitunter auch auf Deutsch (76-78), mit dem König von Schweden „so viel dessen Teutsche Provicien angeht“ (Schwedisch-Pommern, s. u. III.12) auf Deutsch, sonst auf Lateinisch (79-81). Mit den „Schweitzer Cantons“ kommunizierte der Kaiser nur auf Deutsch (81), mit dem König von Spanien hingegen außer auf Lateinisch auch auf Spanisch (311).<sup>8</sup> Der ungarische Reichsteil der Monarchie blieb bis 1844 beim Lateinischen als alleiniger Amtssprache mit Ausnahmen für das Französische.

Die „inländischen“ Reichsfürsten hatten, wie der Kaiser, an ihren Höfen das Deutsche und das Lateinische als Amtssprachen. Lateinisch verwendete man „gegen auswärtige“ (321), sonst das Deutsche (und in erheblichem Umfang sicher auch das Französische). Beim Reichstag in Nürnberg im Jahre 1649 übersetzt der französische Gesandte d’Avangour seinem französischen Kollegen de Vautorte einen deutschen Vortrag ins Französische (327) – es gab also französische Diplomaten, die das Deutsche „verhandlungssicher“ beherrschten. Moser führt hier (ermüdend) viele Beispiele auf für den jahrzehntelangen Sprachenstreit mit den Franzosen, die nicht auf Lateinisch kommunizieren wollten (327-390; Näheres dazu unten). Im Verkehr mit Schweden, den Niederlanden und sicher auch Dänemark, der Schweiz und Russland verwendeten die Reichsfürsten auch das Deutsche (393-395). In den Reichsstädten dürfen ähnliche Regelungen gegolten haben.

Wie hielten es die anderen souveränen Staaten Europas mit dem Deutschen?

Die Schweizer Eidgenossenschaft war 1648 vom römisch-deutschen Reich unabhängig geworden. Innerhalb der Schweiz, im Verkehr mit dem Kaiser und den Reichsständen verwendeten die Schweizer das Deutsche, im Verkehr mit Frankreich das Deutsche und das Französische. In sprachlicher Hinsicht verhielten sich die Schweizer dem Reich gegenüber wie Inländer. Es ist – gegen Moser – anzunehmen, dass die Welschschweizer untereinander auf Französisch verkehrten. Die katholischen Kantone verkehrten mit dem Papst auf Lateinisch (303-306).

Der König von Preußen verwendete im internationalen Verkehr das Französische (234-240), im Verkehr mit dem Kaiser (als Reichsfürst) das Deutsche, im Verkehr mit Polen das Lateinische. „An dem Königlich-Preußischen Hof ist dermalen die Französische Sprache nicht nur die Favorit- und Hof-Sprache, sondern sie wird auch in Staats-Urkunden und Aufsätzen, so andere Mächten [sic] betreffen, ja so gar in denen an die eigene Comitial-

---

8 Im 17. Jahrhundert war das Spanische auch als Sprache der „diplomatischen Korrespondenz“ üblich (Störl 2006, 5).

und an auswärtigen Höfen stehenden Gesandte gebraucht“ (234f.), schrieb Moser mit erkennbarer Indignation.<sup>9</sup> Mit Russland, Schweden, der Schweiz und den Niederlanden verkehrte Preußen auch auf Deutsch (237-239), und in Preußen entstand das erste neuzeitliche Gesetzeswerk in deutscher Sprache, das 1794 verkündete Allgemeine Preußische Landrecht (ALR).<sup>10</sup>

Die Vereinigten Niederlande (Generalstaaten) waren ebenfalls 1648 vom Reich unabhängig geworden. Sie gaben sich eine Amtssprachen-Regelung, die derjenigen des Kaisers ähnlich war. Im Verkehr mit auswärtigen Mächten verwendete man das Lateinische. Mit den Fürsten und Ständen im römisch-deutschen Reich und allen anderen Mächten, die in ihrer Landessprache (und nicht auf Lateinisch) an die Generalstaaten schrieben, verkehrte man auf Niederländisch. Mitunter ließ man auch das Französische zu. Im Verkehr mit dem Reichstag in Regensburg benutzte man das Deutsche (102-104, 403-428).

In Kopenhagen gab es eine dänische und eine deutsche Kanzlei.<sup>11</sup> In allen dänischen Angelegenheiten wurde der Kaiser auf Lateinisch angeschrieben, in den Angelegenheiten der Herzogtümer Schleswig und Holstein auf Deutsch. Auch für den Verkehr mit Preußen war die deutsche Kanzlei zuständig. Mit Schweden verkehrte man auf Dänisch und Schwedisch, doch wurden Verträge mit Schweden auch auf Deutsch oder Lateinisch abgeschlossen. Auch im Verkehr mit den Niederlanden verwendete der dänische König mitunter das Deutsche (106-117).

Großbritannien verwendete im internationalen Verkehr das Lateinische und das Französische (162), gegenüber Russland auch das Englische. „Aus der Chur-Braunschweigischen Canzley aber wird von dem König Teutsch geschrieben“ (176). Hier schrieb er als Kurfürst des Reiches in dessen innerer Amtssprache. Mit den Ständen des Reichs verkehrte London (bzw. Braunschweig-Hannover) auf Deutsch, wenn es um Kur-Hannoversche Angelegenheiten ging. Die „Teutsche Canzley“ am englischen Hof verkehrte mit den Niederlanden auch auf Deutsch (172-185).

Mit dem König von Polen verständigte sich die kaiserliche Kanzlei in Wien auf Lateinisch (72-74). Jener verwendete in seinen Außenbeziehungen das Polnische, Lateinische und Französische. Die kursächsische Kanzlei in Dresden verkehrte mit Dänemark, Schweden, Groß-Britannien und Preußen auf Deutsch, weil „gedachte Cronen insgesamt durch das gemeinsame Band der Teutsche Reichs-Standschafft der Teutschen Zunge teilhaftig sind“ (215). Mit Mächten außerhalb des Reiches verkehrte der König von Polen in seiner Eigenschaft als Kurfürst von Sachsen auf Deutsch, wenn ihre Regenten zugleich Reichsfürsten waren wie er selbst (210-227).

Der Zarenhof in Petersburg stellte (1750) „Vollmachten“ auf Französisch aus, verwendete aber sonst im diplomatischen Verkehr häufig das Deutsche, namentlich in den Beziehungen mit den nordischen Ländern. An den Kaiser in Wien schrieb man auf Russisch, fügte aber eine Übersetzung ins Lateinische bei (241-263).

---

9 Von Polenz (1994, 63f.) erklärte die notorische Vorliebe des preußischen und vieler anderer kleinerer deutscher Höfe für das Französische mit deren Absicht, sich als souverän (gegenüber dem Kaiser), modern und international handlungsfähig zu stilisieren. Er zitiert weiterhin einige von Friedrich II. auf Deutsch verfasste Schriftstücke (ebd., 210f.), in deren Normenferne er „keineswegs Unbildung“, sondern ein „Nicht-nötig-Haben und Nicht-für-nötig-Halten“ erblickt.

10 Vgl. zum ALR, seiner Vorgeschichte und seinen Auswirkungen Hattenhauer 1987, 41-63.

11 Winge 1992, 140-145, 199-203.

Schweden ließ an seinem Hof gleich fünf Amtssprachen zu, nämlich Schwedisch, Lateinisch, Deutsch, Französisch und Italienisch (269-302). Mündliche Vorträge ausländischer Gesandter in einer der vier Fremdsprachen wurden dem König sogleich ins Schwedische übersetzt. Der König bzw. die Königin von Schweden war 1648 Reichsfürst(in) geworden (III.12.2). Mit den Reichsfürsten verkehrte der Kaiser bekanntlich auf Deutsch. Die schwedische Krone verlangte nun, mit dem Kaiser auf Lateinisch zu verkehren, wie es der König von Spanien als Reichsfürst<sup>12</sup> im Jahre 1613 auch gehalten habe. Das wollte der Kaiser erst einmal mit seinen Kurfürsten besprechen. Kurpfalz und Kurtrier hielten es für eine Kleinigkeit und rieten zum Nachgeben, die anderen waren dagegen, weil sie fürchteten, dass das Nachgeben einen Vorwand liefern könnte, Bremen und Pommern aus dem Reich herauszureißen und „überhaupt es auch gegen die Ehre der Kayserlichen Würde liefe, bey Belehungen, die von jeher in Teutscher Sprache ertheilet worden, die Lateinische zu gebrauchen“. (283) Der Kaiser gab schließlich nach, und die schwedische Königin Christina wurde auf Lateinisch zum Reichstag eingeladen.

Mit dem „Reichsfeind“ Frankreich verkehrten der Kaiser und die Reichsstände grundsätzlich auf Lateinisch (47-50); „grundsätzlich“ bedeutet hier: es gab viele Ausnahmen. Die Franzosen versuchten nämlich seit den Friedensverhandlungen von Münster und Osnabrück (1644-1648), das Französische als Sprache der internationalen Beziehungen durchzusetzen, indem sie selbst es hartnäckig verwendeten und sich häufig weigerten, das hergebrachte Latein zu verstehen oder gar zu sprechen oder zu schreiben (149-152).<sup>13</sup> Der Friede von Rastatt (1714), ausgehandelt mit einem frankophonen Feldherrn des Kaisers, dem Prinzen Eugen von Savoyen, wurde „wegen Kürze der Zeit“ auf Französisch abgefasst und beschlossen (56). Kaiserlichen Gesandten, die den König von Frankreich auf Lateinisch ansprachen, antwortete er auf Französisch, doch auch auf Lateinisch (121). In internationalen Verträgen ließ Frankreich dort, wo es seine Sprache nicht durchsetzen konnte, das Lateinische zu. Im Verkehr mit der Schweiz waren im 16. und frühen 17. Jahrhundert Deutsch und Französisch üblich (142f.), danach überwog das Französische.

### *Zusammenfassung*

Die Domänen waren zwischen dem Lateinischen und dem Deutschen in ihrer Funktion als Amtssprachen klar verteilt. Das Lateinische dominierte im 18. Jahrhundert in den internationalen Beziehungen, weil der Kaiser und die deutschen Kurfürsten an der hergebrachten Regelung aus dem 16. Jahrhundert festhielten. Der Großteil der anderen Höfe Europas verwendete neben den Landessprachen im internationalen Verkehr ebenfalls das Lateinische; mit ihnen gab es für den Kaiser insoweit kein Problem. Die europäische Randmacht Russland hielt sich ebenfalls an das Lateinische als Sprache der Diplomatie, ebenso die schrumpfende Großmacht Polen. Auf auswärtige Mächte, deren Regenten zugleich Reichsfürsten waren (Dänemark, Schweden, Polen, Großbritannien) wurden die Regelungen des Reiches für seine inneren (auf Deutsch) und äußeren Beziehungen (auf Lateinisch) angewendet. Nur Frankreich, der große Emporkömmling des 17. Jahrhunderts und „Reichsfeind“ des 18. Jahrhunderts, hielt sich nicht an die hergebrachten Regelungen und versuchte

---

12 Nämlich als Beherrscher der Freigrafschaft Burgund, die 1678/79 von Frankreich annektiert worden war, und der spanischen Niederlande.

13 Vgl. dazu auch Hattenhauer 1987, 11f.

mit aller Macht, seine Sprache in den internationalen Beziehungen durchzusetzen. Das ist ihm ja später auch gelungen.

## I.4 Der Aufbau der Grammatiken

Der Aufbau von Grammatiken folgte im 18. Jahrhundert einem Schema, das sich seit der Spätantike im Anschluss an Priscian in den lateinischen Grammatiken und in der Nachfolge der Aristotelischen Kategorienlehre herausgebildet hatte. Nach diesem Schema besteht eine Grammatik aus einer *orthographia* (der Lehre von den Lauten [!]), einer *prosodia* (der Lehre vom Aufbau der Silben und ihrer Quantität und vom Akzent), einer *etymologia* (Wortkunde, Morphologie) und einer (rudimentären) *syntaxis*.<sup>1</sup> Die *etymologia* behandelt die acht *partes orationis* (Redeteile, Wortarten), nämlich *nomen*, *pronomen*, *verbum*, *participium*, *adverbium*, *praepositio*, *coniunctio* und *interiectio*.<sup>2</sup> Dieses Kapitel wird sich nur mit der *etymologia* und der *syntaxis* befassen. *Orthographia* und *prosodia* werden wir mit Bezug auf das Deutsche in Kap. I.8 behandeln.

Die Wörter, die zu den ersten vier Redeteilen gehören, sind nach den *accidentia* in unterschiedlichem Maße veränderbar. Die griechische Tradition sah die Wortart *Artikel* vor und verzichtete auf die *interiectio*, war also für das Deutsche besser geeignet als das Schema des Lateinischen. Schottelius löste den Konflikt dadurch, dass es beide Wortklassen zuließ und die Zahl der *partes orationis* auf neun erhöhte. Adelung (1782) etablierte Artikel, Adjektiv und Numerale als selbständige Wortarten und stufte das Partizip herunter, so dass er auf zehn Wortklassen für das Deutsche kam. Sein Schema wurde in der Folgezeit rasch Gemeingut.<sup>3</sup>

Die folgende Darstellung hat einzig den Zweck, etwas genauer darzustellen, auf welchen grammatischen Grundlagen die Lerngrammatiken und Lehrbücher der Fremdsprache Deutsch aufbauen konnten, was die wesentlichen Referenzgrammatiken für sie waren oder hätten sein können.

### I.4.1 Die Redeteile

#### *Die Nomina*

*Accidentia* der *nomina* sind *comparatio* (Graduierung und Steigerung)<sup>4</sup>, *genus*<sup>5</sup>, *numerus*<sup>6</sup>, *figura* (nominale Simplizia und Komposita) und *species* (nominale Simplizia und Ablei-

---

1 Von Polenz ist der Meinung, in den Grammatiken des 17. und 18. Jahrhunderts bilde die Orthographie den „Kernbereich der Grammatik“ (1994, 150). Das ist nicht der Fall: den Kernbereich bildet die *etymologia*, und dort die Flexionsmorphologie.

2 Die Historie der Debatten über die kategoriale und funktionale Bestimmung der Wortarten von Sprachen im Allgemeinen und im Deutschen (und Lateinischen und Französischen) im Besonderen und ihre Anzahl ist dargestellt bei Kaltz 1983. Vgl. dazu auch Jellinek 1914, 77-126; Naumann 1986, 111-177.

3 In der ersten Auflage der „Sprachkunst“ von Schottelius (1641, 207) sind noch die acht klassischen Wortarten vorgesehen. UL II, 5f. Vgl. dazu den Abschnitt „Adelungs Nachfolger“ in Naumann 1986, 134-176.

4 Naumann 1986, 254-273. Die lexikalischen Mittel der Augmentation und Diminution im Neuhochdeutschen, die seit Schottelius in Grammatiken und Lehrbüchern des Deutschen eine große Rolle spielen, sind in Karbelaschwili (2001) klassifiziert und aufgelistet.

5 Melancthons lateinische Schulgrammatik (1527) kannte sieben genera, ihm folgten Clajus, Ölinger und Longolius in ihren deutschen Grammatiken. Albertus kam auf sechs, Ritter und Gueintz kamen noch auf fünf Genera für das Deutsche (Jellinek 1914, 186, 189f.). Erst Kromayer reduzierte die Zahl der Genera des Deutschen auf drei; seit Gottsched war dieses Schema allgemein akzeptiert. Vgl. dazu Naumann

tungen mit der *motio*, der Movierung, als Unterkategorie)<sup>7</sup>, *casus*<sup>8</sup> sowie *declinatio*.<sup>9</sup> Die Einteilung der Deklinationen in den älteren Grammatiken des Deutschen richtete sich zunächst nur nach dem Genus, später auch nach den Formen des Nominativs Plural und des Genitivs Singular. Ihre Zahl schwankte zwischen drei und acht; Gottsched hatte fünf, Adelung acht.

### Die Verben

*Accidentia* der Verben (zusätzlich zu *genus*, *numerus* und *figura*) sind *tempus*, *modus*, *persona* und *coniugatio*.<sup>10</sup> Zunächst unterschied man zwischen dem persönlichen und dem unpersönlichen Gebrauch der Verben.<sup>11</sup> Eine weitere elementare Kategorisierung war, wie bei den Substantiven, das Genus (verbi): *Activum*, *Passivum* und *Neutrum*. Die *Activa* entsprachen ungefähr den transitiven Verben, die das Perfekt mit *haben* bilden. Die *Passiva* waren einfach die passiven Formen der *Activa*. Die *Neutra* entsprachen ungefähr den intransitiven Verben; sie bilden das Perfekt meist mit *sein*.<sup>12</sup> Als viertes Genus figurierte das *genus reciprocum*, womit die reflexiven Verben gemeint waren.<sup>13</sup> Erst Adelung führte die Einteilung in transitive und intransitive Verben ein; es dauerte allerdings noch lange, bis sich seine Konzeption durchsetzte.<sup>14</sup>

Modi gab es vier: Indikativ, Konjunktiv, Imperativ und Infinitiv, im 17. Jahrhundert mitunter auch noch den Optativ.<sup>15</sup> Seit Ritter (1616)<sup>16</sup> wurden die Hilfsverben (*Auxiliaria*)<sup>17</sup>

1986, 183-200 sowie Roessler 1997, 182-195 (zur Genuslehre in einigen österreichischen Grammatiken des späten 18. Jahrhunderts).

- 6 Die Kategorisierung Numerus wirft im Deutschen Probleme auf bei einigen Massennomina (Kontinuativa) wie *Öl*, *Schnee*, einigen Abstrakta wie *Liebe*, *Vernunft*, wenigen Kollektiva (Singulariatantum) wie *Vieh*, *Gesinde* und Pluraliatantum wie *Leute*, *Eltern*. Bei Jelinek 1914, 210-222, findet sich eine erschöpfende Übersicht über die Behandlung der Pluralbildung in den deutschen Grammatiken bis auf Adelung. Naumann 1986, 246-252 skizziert die Entwicklung nach Adelung.
- 7 Eine detaillierte Darstellung der Rolle der Wortbildung in den älteren deutschen Grammatiken findet sich bei Jelinek 1914, 126-180. Dort sind auch die Bemühungen um einen handhabbaren Begriff von *thema*, *radix*, *Stamm*, *Wurzel* einerseits, *terminatio*, *Endung*, *Suffix* andererseits dargestellt (133-158).
- 8 Bei Jelinek 1914, 190-193, findet sich ein Katalog der Kasus-Schemata in den deutschen Grammatiken bis auf Adelung. Naumann 1986, 213-219 skizziert Adelungs formbasierte Kasuslehre und die auf ihn folgenden Debatten über Grundbedeutungen der einzelnen Kasus (221-232).
- 9 Speziell der Deklination im Deutschen gewidmet war die (wenig innovative) Abhandlung von J. Chr. Clemann, Versuch einer regelmäßigen Beugung oder Declination Teutscher Nennwörter, 1747. Dort werden auf 27 Seiten vier Deklinationen im Sechs-Kasus-System abgehandelt. Vgl. für Näheres Jelinek 1914, 222-246; Naumann 1986, 234-240; von Polenz 1994, 252-257.
- 10 Nach Jelinek 1914, 1f. Jelinek stützt sich auf Melanchthons Grammatik des Lateinischen. Eine detaillierte Darstellung der Modifikation der Wortartenlehre bei den wichtigen deutschen Grammatikern des 18. Jahrhunderts findet sich ebd., 74-126.
- 11 Vgl. Jelinek 1914, 289-295; Naumann 1986, 316f.
- 12 Jelinek 1914, 285-289, stellte die Einteilung der „genera verbi“ bei den deutschen Grammatikern des 17. und 18. Jahrhunderts umfassend dar, ebenso die Entwicklung der Erkenntnisse über die Bildung des Perfekts mit *haben* und *sein* (ebd., 301-306). Vgl. dazu auch Naumann 1986, 332-346.
- 13 Jelinek 1914, 277, 287.
- 14 Adelung, UL I, 751-758. Vgl. Naumann 1986, 336-346.
- 15 Jelinek 1914, 312-326, 397-412; Naumann 1986, 298-315.
- 16 Jelinek 1914, 297f.; Roessler 1997, 232-237.
- 17 Ein detaillierte Darstellung der Behandlung der Hilfsverben (*verba servientia*, *verba servilia*, *auxiliaria*,

und seit Bödiker (1690/1709)<sup>18</sup> die Modalverben (*Neben-Auxiliaria*) von den Vollverben (*verbum principale*) unterschieden, die ihrerseits in „reguläre“ (schwache) und „irreguläre“ (starke) Verben eingeteilt wurden. Die Beherrschung der Konjunktiv-Formen der Modal- und Hilfsverben war für den Ausdruck verbaler Höflichkeit im Barockzeitalter von zentraler Bedeutung.<sup>19</sup>

Oft wurden auch *pflegen*, *lassen* und *wissen*, bei Gottsched auch *helfen* zu den „Neben-Auxiliaria“ gestellt. Koch zufolge verwendete Charmyntes (1713) als erster den Terminus „Neben-Auxiliaria“.<sup>20</sup> Dies ist ein Indiz dafür, dass Charmyntes mit dem Lexikographen Johann Leonhard Frisch (1666-1742) identisch ist.<sup>21</sup> Üblicherweise wurden in den Lehrbüchern zunächst die Hilfsverben, dann die Modalverben, danach die Vollverben nach ihren „Genera“ getrennt durchkonjugiert. Oft wurden die Verben zusätzlich nach den Kasus und Präpositionen, die sie regieren (nach ihrer Valenz also), in Gruppen eingeteilt. Dies geschah in der Regel im Syntax-Teil.

Bei den Tempora wurde das sechsgliedrige lateinische System kopiert mit Schwankungen v. a. beim Futur.<sup>22</sup> Gegenüber dem älteren Deutsch fand eine „Tempusprofilierung“ statt.<sup>23</sup> Das *werden*-Futur bildete sich erst in mhd. Zeit heraus, das *praesens pro futuro* (bis heute) und die Verwendung der Modalverben zum Ausdruck futurischer Zeitbezüge (bis ins 18. Jahrhundert) blieben aber im Gebrauch. Walthner (1980) stellte fest, dass zwischen 1450 und 1750 der Gebrauch des *werden*-Futurs signifikant zunahm. Er hat weiterhin an Texten verschiedener Gattungen ermittelt, dass es im Oberdeutschen stärker verbreitet war als im Mitteldeutschen und im Niederdeutschen nur vereinzelt vorkam.

Neben dem *werden*-Futur stehen im 18. Jahrhundert nach wie vor *wollen*, manchmal auch *sollen* als Hilfsverben für den Ausdruck des Futurs I.<sup>24</sup> Das Hilfsverb *werden* hatte sich hier um 1700 noch keineswegs völlig durchgesetzt, wie von Polenz annahm.<sup>25</sup> Neben diese indikativischen Formen des Futurs trat das ‚konditionale‘ Futur mit dem Hilfsverb *würde*. Gottsched unterschied in seiner „Sprachkunst“ seit der 3. Auflage das *wollen*-Futur als die „ungewiß zukünftige Zeit (*tempus futurum incertum*)“ vom *werden*-Futur als der „gewiß zukünftigen Zeit (*tempus futurum certum*)“ und von der Paraphrase mit *würde* (*ich würde loben*) als der „bedingt (zu-) künftigen Zeit (*tempus futurum conditionatum*)“.<sup>26</sup>

*Dienstwörter, Hülfswörter*) in den älteren deutschen Grammatiken findet sich bei Jelinek 1914, 295-306.

18 J. Bödiker, Grund-Sätze der Deutschen Sprachen, 1690/1709, 96-105. Vgl. Jelinek 1914, 299f.

19 Beetz 1990, 227f.

20 Koch 2002, 351f., 386f.

21 Zu Frischs epochenmachendem (historischem) deutsch-lateinischem Wörterbuch (Berlin 1741), das im Titel und im „Vorbericht“ (S. ) (3 v.) Ausländer, die ältere deutsche Texte lesen wollen, als Zielgruppe nennt, vgl. Haß-Zumkehr 2001, 100-105. Ein lateinisch-deutsches Wortregister machte das Werk „gelehrten Ausländern“ zugänglich.

22 Vgl. Jelinek 1914, 326-342, 412-425; Naumann 1986, 278-295; Reichmann/Wegera 2003, 391-393.

23 Von Polenz 1994, 259-261; Reichmann/Wegera 2003, 391-393.

24 J. Max, Teutscher Schlüssel zu allen Sprachen, 1728, 51f., schrieb dem Futur „keine grosse difficultät“ zu, „doch muß man wissen / daß man auf teutsch an statt des Hülfsworts werden / oft die Verba wollen oder sollen gebrauchet“.

25 Von Polenz 1994, 262.

26 VNDS 343. Bei Jelinek 1914, 331f. findet sich eine Übersicht über die Behandlung des Futurs im Indikativ und im Konjunktiv durch die Grammatiker bis auf Adelung (330-336). Vgl. weiterhin Kaltz

Adelung nahm neben dem *werden*-Futur und dem (modernen) Futur II ein konditionales Futur (*futurum imperfectum mixtum*) an, z. B. „ich würde ihn loben, wenn er lächeln würde“.<sup>27</sup> Erst nach Adelung setzte sich die Einteilung in das Futur I mit *werden* + Infinitiv und das Futur II mit *werden* + Part. II durch.<sup>28</sup> Die Formen des Super-Perfekts und des Super-Plusquamperfekts (*werden* + Part. II + Part II des Hilfsverbs, z. B. *er hat/hatte gewonnen gehabt*) kommen vereinzelt vor.<sup>29</sup> Wir werden in den Referaten von Lehrgrammatiken in Teil III besonders auf die Futurtempora achten.

Der Umstand, dass einige Verben im Präteritum kein Dentalsuffix haben und das Partizip auf *-en* bilden, war schon von Ölinger (1574) gesehen worden, doch sein Systematisierungsversuch auf der Basis der Präsens-Stämme blieb unfruchtbar.<sup>30</sup> Becherer (1596) unterschied die (starken) *verba mutabilia*, die das Partizip auf *-n* bilden und Vokalwechsel haben, von den (schwachen) *verba immutabilia*, die das Partizip auf *-t* bilden und „den vocalem in gemelten örtern nicht verendern, wenig Anomala ausgenommen“.<sup>31</sup> Sein Versuch, die starken Verben zu systematisieren, ging von den Partizipien aus. Ritter (1616) teilte die Verben des Deutschen im Grundsatz, nicht in den Details der Flexion, erstmals nach der schwachen und der starken Konjugation. Die Präteritopräsentia (das sind die Modalverben und *wissen*) sowie die unregelmäßigen schwachen Verben mit Ablaut (Rückumlaut) und Dentalsuffix ordnete er nicht den starken Verben zu, sondern klassifizierte sie gesondert als *Anomala*.<sup>32</sup> Bei ihm findet sich erstmals ein alphabetisch geordnetes Verzeichnis der starken Verben mit ihren Stammformen (1. Pers. Sg. Ind. Präs., 1. Pers. Sg. Ind. Prät., Partizip II) samt den Formen der 2. und 3. Pers. Sg. Ind. Praes. und des Konjunktivs II, sofern sie einen anderen Vokal aufweisen als die 1. Pers. Sg. Ind. Praes., z. B. „Ich fließ, du fleust, er fleust, ich flosse, ich bin geflossen, Ach dass ich flöß“.<sup>33</sup> Das machte Schule: fast alle Grammatiken und viele Lehrbücher der Fremdsprache Deutsch der folgenden zweihundert Jahre enthalten solche Listen.

Schottelius (1641) setzte ebenfalls zwei Konjugationen an, die „gleichfließende“ („ordentliche, regularis“) und die „ungleichfließende“ („unordentliche, irregularis“). Er fiel insoweit hinter den Erkenntnisstand zurück, den Ritter bereits erreicht hatte, als er die Präteritopräsentia und die rückumlautenden Verben wieder bei den starken Verben unterbrachte.

Der Bestand an starken Verben ging im 17. und 18. Jahrhundert zurück. Das hatte verschiedene Gründe. Einige Verben kamen außer Gebrauch und gingen unter, einige

2005, 47f.

27 Adelung, UL I, 766.

28 Jellinek 1914, 330-332; Koch 2002, 355f.

29 Jellinek 1914, 339f. referiert, dass diese Formen (u. a.) von Ölinger, Schottelius, Bél und Aichinger gelehrt worden seien, Gottsched sie aber als fehlerhaft verworfen habe. Koch 2002, 354 hat sie bei Chamyntes (1713) und Schwanwitz (1730) gefunden. Vgl. zum grammatischen Hintergrund Rödel 2007.

30 Jellinek 1914, 344.

31 J. Becherer, *Synopsis grammaticae tam Germanicae quam Latinae et Graecae*, 1596, 6, zitiert nach Jellinek 1914, 345.

32 St. Ritter, *Grammatica Germanica Nova*, 1616, 113, 131. Vgl. Jellinek 1913, 81; Jellinek 1914, 346f. Besonders im Oberdeutschen war der Rückumlaut im 18. Jahrhundert noch keineswegs allgemein durchgeführt; Beispiele finden sich bei Kaiser 1930, 214-217.

33 Zitiert nach Jellinek 1914, 346f.

gingen in die schwache Flexion über, und Neubildungen traten fast ausnahmslos in die schwache Konjugation ein. Der Stammvokal der ersten Ablautstufe (Präteritum) wies erhebliche Variation auf, die in den Grammatiken und Wörterbüchern erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts vereinheitlicht wurde.<sup>34</sup> Viele Autoren waren der Meinung, das Präteritum müsse zweisilbig sein (z. B. *sahe, buke*); Gottsched hat diese Formen nachdrücklich verpönt.<sup>35</sup> Der Bestand an rückumlautenden Verben war etwas größer als heute (z. B. *setzen – satzte – gesatzt, lehren – lahrte – gelahrt*), andererseits wurden im Oberdeutschen diese Verben oft schwach flektiert (z. B. *nennete – genennet, kennete – gekennet*).<sup>36</sup> Das Präfix *ge-* bei den Partizipien II setzte sich weitgehend durch.<sup>37</sup>

Der erste folgenreiche Versuch, die starken Verben nach den Stammformen des Präsens, des Präteritums und des Partizips II zu systematisieren, stammt von dem schlesischen Arzt und Philologen Christoph Ernst Steinbach (1698-1741).<sup>38</sup> Wie Becherer ging er vom Partizip II aus (auf *-en*: 1. Konjugation, auf *-(e)t*: 2. Konjugation) und klassifizierte dann die Verben der 1. Konjugation nach der zweiten Ablautstufe in fünf Gruppen (*a/au, e, i, o, u*). Den unterschiedlichen Ablautverhältnissen innerhalb dieser Gruppen versuchte er durch Untergruppen Rechnung zu tragen, die Reste schlug er zu den „Irregularia“ oder den Ausnahmen. Die rückumlautenden Verben sind bei Steinbach Ausnahmen, *denken, bringen* und *wissen* sind „Irregularia“, und die Hilfsverben sind Sonderfälle außerhalb der beiden Konjugationen.<sup>39</sup> Max (1728) gliederte die starken Verben in fünf Hauptgruppen, beruhend auf unterschiedlichen Kombinationen der Stammvokale des Präsens, des Präteritums und des Partizips II.; gemeinsam ist allen die Endung *-en* beim Partizip.<sup>40</sup>

Gottsched setzte für die starken („unrichtigen“) Verben ebenfalls fünf Klassen an, ausgehend von Stammvokal des Präteritums (Näheres in II.2). Erst Carl Friedrich Aichinger (1717-1782) entwickelte Steinbachs System substantiell weiter (1753).<sup>41</sup> Er unterschied neun Ablautkombinationen auf der Grundlage der Stammvokale des Partizips II und des Präteritums. Aichinger hatte seine Sprachlehre ausdrücklich auch für nichtdeutsche

34 Im Lehrbuch des Deutschen für Dänen von J. Schaller (1716) wird den Formen des Präteritums der „verba irregularia“ jeweils nur diejenige Form angegeben, von deren Stammvokal die Form des Konjunktivs II gebildet wird. Das reiche völlig aus zu Lehrzwecken: „Ich meine ein Dän hat genug wenn er eines davon weiß“ (6). Später dann, wenn der Schüler mit Deutschen kommunizieren könne, „wird er sich bald ganze Säcke voll Imperfecta samlen können / die ihn mehr verwirren / als helfen werden“ (6). Viele Beispiele für diese Schwankungen finden sich bei Kaiser 1930, 212f.

35 Vgl. Semenjuk 1972, 115; Penzl 1977, 80.

36 Rückumlautend sind Verben, die sowohl das Dentalsuffix *-t* als auch Vokalwechsel aufweisen. Im Nhd. sind das *brennen, kennen, nennen, rennen, senden, wenden, denken, bringen*, im Mhd. waren es „mindestens“ 221 Verben (Reichmann/Wegera 1993, 252). Vgl. Jellinek 1914, 347f.; Semenjuk 1972, 116-118; Bock/Langner 1984; Wegera 1985; 294; Reichmann/Wegera 1993, 230, 250-253. Oberdeutsche und österreichische Grammatiker des 18. Jahrhunderts konjugierten diese Verben häufig regulär, also z. B. *rennete, sendete*; Belege bei Roessler 1997, 294-299.

37 Wegera 1985, 1507f.; von Polenz 1994, 260f.

38 Chr. E. Steinbach, Kurtze und gründliche Anweisung zur deutschen Sprache, 1724. Zu Steinbachs Leben und Werk vgl. Schröter 1970, 5-19.

39 Vgl. Jellinek 1914, 349f.; Schröter 1970, 12-14, 102-177.

40 J. Max, Teutscher Schlüssel zu allen Sprachen, 1728, 96-110.

41 C. F. Aichinger, Versuch einer teutschen Sprachlehre, 1753, §§ 252-263. Vgl. zu Aichinger Jellinek 1913, 206f., 250; Jellinek 1914, 351; Poppe 1982; BBHL I, 52-58; von Polenz 1994, 161f. (mit weiterer Literatur); Gardt 1999, 183-186.

Benutzer konzipiert, denn eine Liste „schwieriger“ Wörter stellte er eigens für „Ungelehrte und Ausländer“ zusammen.<sup>42</sup>

Aichinger folgten Christian Friedrich Hempel (1778-1836), der Aichingers System in eine übersichtliche Tabelle goss (1754)<sup>43</sup>, und Heinrich Braun (1732-1792), der als zehnte Klasse die ‚unrichtigen Zeitwörter‘ (‚verba anomala‘) vorsah (1765).<sup>44</sup> Darunter verstand Braun die Modalverben, *wissen* und *thun* sowie die rückumlautenden Verben (428-432). Bei den starken Verben verließ er sich lieber nicht auf seine Systematik und führte sie in einer Liste auf (437-456).

Im Anschluss an Aichinger setzte Friedrich Carl Fulda (1724-1788) für die starken Verben zwei „Geschlechter“ an, die er in jeweils drei Konjugationen aufteilte. Die Verben des ersten „Geschlechts“ haben im Infinitiv Präsens denselben Stammvokal wie im Partizip II, die Verben des zweiten „Geschlechts“ nicht. Innerhalb der beiden „Geschlechter“ regelt der Stammvokal des Praeteritums den Konjugationstyp: (1) *ie*, (2) *u*, (3) *a*; (4) *a*, (5) *o*, (6) *u*. Dort findet sich der bemerkenswerte Satz: „Eine Beugung des Vokals formt die Tempora“.<sup>45</sup> Die „Hülfszeitwörter“ (die Auxiliare, *thun* und die Präteritopräsentia) werden als Sonderfälle behandelt. Bei den rückumlautenden Verben sowie *beginnen*, *bringen*, *denken* und *wissen* nahm Fulda an, dass es ehemals starke Verben seien, die sich auf dem Weg in die schwache Konjugation befänden. Eine weitere Untergruppe waren bei ihm Verben mit Doppelformen in den Vergangenheitstempora.<sup>46</sup>

Johann Nast setzte für die schwachen Verben eine, für die starken Verben zwei Konjugationsklassen an (1775, 1777)<sup>47</sup>. Die beiden Konjugationsklassen für die starken Verben zerfielen in unübersichtliche Unterklassen und enthielten (in der 8. Klasse der III. Konjugation) die „Ausnahmen“, die er nirgendwo anders unterbringen konnte.<sup>48</sup> Diese Einteilung gab er kurz darauf wieder auf und begnügte sich damit, wie Fulda bei den starken Verben zwei Typen („Vorbilder“) anzusetzen.<sup>49</sup> Die rückumlautenden Verben ordnete er der schwachen Konjugation zu, Verben mit schwankenden Flexionsformen führte er in einer Liste auf.<sup>50</sup>

Johann Friedrich Heynatz (1744-1809) unterschied bei den starken Verben nur zwischen einer „minder unregelmäßigen“ Art, die im Praeteritum *-te* hat (die rückumlautenden Verben), und einer „mehr unregelmäßigen“ Art (die eigentlichen starken Verben).<sup>51</sup> Er verzichtete darauf, sie nach den Ablauten zu ordnen, und gab stattdessen Listen der Silbenreime, z. B. *„aben gräbst, gräbt. grub, Konj. grübe. gegraben. grabe* (nicht

42 C. F. Aichinger, Versuch einer teutschen Sprachlehrer, 1753, § 45, 59-85.

43 Chr. Fr. Hempel, Erleichterte Hoch-Teutsche Sprach-Lehre, 1754, nach S. 520.

44 H. Braun, Anleitung zur deutschen Sprachkunst, 1765, 435.

45 F. C. Fulda, Ueber die beiden Hauptdialecte der Teutschen Sprache, 1773, 29.

46 Vgl. Jellinek 1914, 351-353; dort finden sich viele Einwände gegen Fuldas Systematik. Zu Fuldas Bedeutung als Sprachforscher vgl. Vogt 1974; BBHS III, 173-192.

47 J. Nast, Erinnerung an die teutsche Sprachlehrer, 1775. – Ders., Die echte Lehre von der teutschen Declination und Conjugation, 1777. BBHS VI, 303-309.

48 Jellinek 1914, 353.

49 J. Nast, Die echte Lehre von der teutschen Declination und Conjugation, 1777, 120-136.

50 J. Nast, Erinnerung an die teutsche Sprachlehrer, 1775, 209. – Ders., Die echte Lehre von der teutschen Declination und Conjugation, 1777, 97f., 109f.

51 J. F. Heynatz, Briefe die deutsche Sprache betreffend. 1. Teil 1771, 2. und 3. Teil 1772, 4. und 5. Teil 1774, 6. Teil 1775.

*grab*)“.<sup>52</sup> Jellinek sah darin einen „Rückfall in das System des Schottelius“.<sup>53</sup> An Heynatz schloß sich Adelung (1782) an (II.3).

Der Allgäuer Schulmann Donatus Hoffmann setzte sogar zehn Klassen für die starken Verben an (1780).<sup>54</sup> Die einzelnen Klassen unterschied er nach den Stammvokalen der 1. und 2. Ablautstufe. Die Vokalhebung (Brechung, *e/i*-Wechsel) in der 2. und 3. Person Singular erfasste er in einer separaten Regel.<sup>55</sup>

### *Die unflektierbaren Wortarten*

Die unflektierbaren Wortarten spielten in den Grammatiken (und in Lehrmaterialien für die Fremdsprache Deutsch) des 18. Jahrhunderts keine große Rolle, weil sie morphologisch vergleichsweise einfach beschaffen sind. Lediglich bei den Adverbien ist die Wortbildung von Bedeutung. Die komplexen Präpositionen der „zweiten Schicht“ (z. B. *infolge*, *aufgrund*) bildeten sich erst um 1800 allmählich heraus (es handelt sich um Univerbierungen).<sup>56</sup> Die Adverbien wurden – wie in der lateinischen Schultradition – nach ihrer Bedeutung in Gruppen eingeteilt. Diese Tradition ging ihrerseits auf griechische Ursprünge zurück. Die Gliederung der Adverbien war im Vergleich zu heute sehr fein. Sie wurde in den Lehrbüchern häufig dazu benutzt, Ausdrucksmittel für Redeabsichten in einzelne Gruppen einzuteilen, und die Adverbien wurden oft als Listen zum Auswendiglernen angeboten. Stets tauchen in solchen Listen auch Adverbiale auf, die aus mehreren Lexemen bestehen. Unter systematischen Gesichtspunkten mag man das tadeln, unter dem pragmatischen Gesichtspunkt der Lernökonomie war das ein sinnvolles Verfahren.

Bei den Präpositionen stand ihre Funktion als Träger von Kasusreaktion einerseits (sie wird oft im jeweiligen Syntax-Kapitel behandelt), als Verbalpräfix andererseits (trennbar oder nicht trennbar) im Vordergrund.<sup>57</sup> In den DaF-Lehrbüchern war auch ihre Rolle in der Verbvalenz wichtig (Präpositional-„Kasus“, die man auswendig lernen musste), außerdem die Frage der Trennbarkeit, wenn sie als Verbpartikel fungierten. Die Semantik kam bei den Wechselprepositionen und phraseologischen Adverbialen ins Spiel. Die Frage der Abgrenzung zwischen den Präpositionen und den Adverbien spielte keine große Rolle.

Die Konjunktionen wurden nach ihrer Bedeutung in Klassen eingeteilt. Die Zahl dieser Klassen schwankte stark und nahm der Tendenz nach zu: sechs Klassen bei Schottelius und Bödiker, sieben bei Clajus, acht bei Gottsched, zwölf bei Aichinger und 18 bei Adelung.<sup>58</sup> Die Einteilung in koordinierende und subordinierende Konjunktionen war im 18. Jahrhundert noch unüblich.<sup>59</sup>

---

52 Zitiert nach Jellinek 1914, 354.

53 Jellinek 1914, 354.

54 D. Hoffmann, Kurzer Begriff der deutschen und zugleich allgemeinen Sprachlehre, 1780, 83-85.

55 Ebd., 1780, 82f. „Hebung“ oder „Präsens-Wechselflexion“ bezeichnet hier „positionsgebundene Alternationen des Präsensstammvokals, deren Ursprung in vordeutschen Lautveränderungen liegt“ (Reichmann/Wegera 1993, 230, 253-260).

56 Eisenberg 2006, I, 232f., 332f.

57 Jellinek 1914, 359-366; Konopka 1996, 94f.

58 Jellinek 1914, 366-371.

59 Jellinek 1914, 370.

### Die Syntax

In der traditionellen Grammatik befasste sich die Syntax mit der Verbindung der Wörter (Wortformen) auf der Grundlage der Lehre von den Redeteilen. Die Wortstellung wurde in der deutschen Grammatikographie am Ende des 17. Jahrhunderts als Beschreibungsgegenstand entdeckt. Kaspar Stieler (1632-1707) war der erste, der der „Wortfügung ingemein und der allgemeinen Fügordnung besonders“ (1691)<sup>60</sup> mit dem ausdrücklichen Hinweis auf die Lernenden der Fremdsprache Deutsch einen eigenen Abschnitt widmete: „Es ist aber besser vor Fremde, so die teutsche Sprache lernen wollen, dass sie erstlich in einem kurzen Begriff die Red- und Schreibordnung übersehen können, bevor sie zu den Einzelheiten schreiten“.<sup>61</sup> Jellinek hält es für denkbar, dass Stieler an diesem Punkt Pierre Canels „Königliche Teutsche Grammatic“ (Nürnberg 1689), ein Lehrbuch der Fremdsprache Deutsch (in französischer Sprache), zum Vorbild nahm; es enthält einen Abschnitt über die ‚Anordnung der Redeteile im Aussagesatz und bei der Negation‘.<sup>62</sup> Es wird in III.8.4 vorgestellt werden.

In der lateinischen Schultradition galt die Reihenfolge Subjekt – finites Verb – oblique Kasus – Adverbiale als ‚natürliche Reihenfolge‘ (*ordo naturalis*). Da das Deutsche – wie das Lateinische – eine relativ freie Wortstellung hat, spielt in beiden Sprachen der *ordo emphaticus*, der „die Wörter, so einen Nachdruck bey sich haben, an einen besondern Ort [setzt], und [...] also die gewöhnliche Ordnung [verrückt]“<sup>63</sup>, eine große Rolle.

Steinbach unterschied zwischen der *constructio ordinaria* und der *constructio disposita* (1724).<sup>64</sup> Erstere legte die Grundwortstellung im (später so genannten) Hauptsatz für sieben (später so genannte) Satzglieder fest unter Berücksichtigung der Verbklammer. Im (später so genannten) Mittelfeld sind Permutationen der dort befindlichen Objekte und Adverbiale möglich. In der *constructio disposita* rückt das finite Verb vor das Subjekt (bei Frageinversion oder wenn ein Satzglied aus dem Mittelfeld in Spitzenstellung gerät oder bei *es* in Subjektfunktion oder „in Nachsätzen, wo zuweilen *so* oder eine andere Partikel vor das Verbum tritt“), oder es rückt ans Ende des Satzes in (später so genannten) Relativsätzen und (später so genannten) subjunktional eingeleiteten Sätzen.<sup>65</sup>

Schon die Grammatiker des 16. Jahrhunderts hatten erkannt, dass syntaktische Trennung bei Partikelverben bewirkt, dass die Partikel als selbstständige lexikalische Einheit ans Ende des Satzes gerät. Die Endstellung des Finitums in subjunktional eingeleiteten Sätzen wurde von den Grammatikern des 17. Jahrhunderts nach und nach verstanden; sie stellten Listen von komplexen Verben mit Konjunktionen (später auch Pronomina) als Erstglied zusammen, die Endstellung auslösen.<sup>66</sup>

60 K. Stieler, *Der Teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs*, 1691, Bd. 3, Überschrift des 24. Kapitels, (Münchener Ausgabe des Nachdrucks), 195.

61 Ebd. *Haß-Zumkehr* 2001, 77f., 85 erwähnt, dass Stieler (wie auch Kramer) „Vulgarismen, Flüche und unhöfliche Ausdrücke“ in sein Wörterbuch aufnahm, damit Ausländer sie kennenlernen könnten (um sie zu vermeiden).

62 „Arrangement des parties du discours affirmatif, ou negatif“. Jellinek 1914, 373.

63 D. J. Longolius, Einleitung zu gründlicher Erkänntniß einer ieden / insonderheit aber Der Teutschen Sprache, 1715, 102f., zit. nach Jellinek 1914, 446f.

64 Chr. E. Steinbach, *Kurze und gründliche Anweisung zur deutschen Sprache*, 1724.

65 Jellinek 1914, 448; Zitat ebd.

66 Jellinek 1914, 442-447.

Der (komplexe) Satz als eigenständige Größe war im 18. Jahrhundert erst sehr vereinzelt Gegenstand grammatischer Reflexion; er fiel in die Domäne der Rhetorik.<sup>67</sup> Johann Jacob Bodmer (1698-1783) und Johann Bernhard Basedow (1724-1790) waren die ersten, die (komplexe) Sätze zum Gegenstand der Syntax erklärten.<sup>68</sup> Sie schlossen damit an die grammatische Diskussion in Frankreich an; dort hatte Abbé Girard 1747 erstmals das Konzept des Satzglieds („membre de phrase“) vorgeschlagen.<sup>69</sup>

Das war im Wesentlichen das grammatische Wissen, auf dem die Lehrbücher für die Fremdsprache Deutsch im 18. Jahrhundert aufbauen konnten.

#### 1.4.2 „Grammatica Congrua“ und „Grammatica Ornata“

Ein guter Sprachmeister müsse sich klarmachen, meinte Kramer, dass bei seinen Schülern unterschiedliche kommunikative Bedürfnisse und Lernziele vorlägen. Das müsse sich auch in den Lehrmaterialien und Lehrmethoden niederschlagen. Im Hinblick auf diese unterschiedlichen Lerninteressen könne man zwischen einer *Grammatica Congrua* („passende Grammatik“, etwa: Grammatik für den Alltag) und einer *Grammatica Ornata* („geschmückte Grammatik“, etwa: Grammatik zu repräsentativen Zwecken) unterscheiden. Die *Grammatica Congrua* sei die Grundlage für die *Grammatica Ornata*. Der Lernende sollte sich zunächst der *Grammatica Congrua* widmen. Dieses grammatikographische Konzept formulierte er folgendermaßen:

Es ist zwar eigentlich die Grammatica Congrua auf Kauf- Handels- und dergleichen Leute angesehen / die Ornata aber / auf Gelehrte / Staats- und Hofleute / Item auf Doctores, Professores, Scriptoren und Philologos, jedoch in genere mag die Congrua allen denen dienen / welche nichts als die Nothdurfft und Füglichkeit verlangen / die Ornata aber / allen denen / so da nach der Perfection streben.<sup>70</sup>

Die *Grammatica Congrua* ist für die Grundlagen, die formale Korrektheit der Sprache zuständig. Auf ihrer Grundlage vermittelt die *Grammatica Ornata* dann pragmatische (z. B. Phraseologismen) und stilistisch-rhetorische Kenntnisse, die man braucht, um sich in besserer Gesellschaft zu bewegen.<sup>71</sup> In Kramers italienischer Grammatik hatte die *Grammatica Congrua* einen Umfang von 289 Seiten, die *Grammatica ornata* aber nur 146 Seiten. Nur wer die *Grammatica ornata* beherrsche, könne umfassende Sprachbeherrschung erreichen:

---

67 Jelinek 1914, 377-383.

68 J. J. Bodmer, Die Grundsätze der deutschen Sprache, 1768, 80-103. – J. B. Basedow, Das Nöthigste der Grammatik und von der Wohlredenheit, 1774. Vgl. Jelinek 1914, 374f. Zu den Fortschritten, die Bodmers „Grundsätze“ gegenüber Gottscheds „Sprachkunst“ darstellten, vgl. Kaltz 1979; Kaltz 2005.

69 Kaltz 2002.

70 M. Kramer, Vollständige italiänische Grammatica, 1694, unpaginiertes Vorwort.

71 Die Einteilung in *grammatica congrua* und *grammatica ornata* findet sich auch in den weiteren Bearbeitungen von Kramers italienischer Grammatik, vgl. z. B. die „Neu-ausgeführte Grammatica Italica Ornata. Das ist: Zierlich-Italiänische oder Toscanisch-Romanische Sprach-Lehre“, 1694 (3. Auflage), wo die Einteilung auf die traditionelle Lehre von den Stilebenen und Stilmitteln bezogen wird, ebenso in den „Rudimenti Toscana-Romani“, 1695 (2. überarb. Auflage). Die von Klein 2012 angenommene „Adelssprache“ der Frühen Neuzeit scheint in diesem Konzept auf. Sie wäre ggf. durch eine komplexere „Dienstbotensprache“ zu ergänzen, denn (beispielsweise) die aktive Beherrschung von Titulaturen und Respektsformeln war in erster Linie eine Qualifikation für nichtadliges Personal.

Die Grammatica Congrua, lehret die Füglichkeit dieser Sprache / und lernen die Schüler / vermitels der selbigen / obschon schlecht / jedoch recht gut / und ohne Vitia [,Fehler'] reden und schreiben. Die Grammatica Ornata lehret die Zierlichkeit / rechte Eigenschafft und Perfection dieser edlen Sprache / das ist / wie sie am Römischen und Florentinischen Hofe / und andern dergleichen guten Orten / ausgesprochen / wie dann auch / von allen gelehrten Italiänern geredt und geschriben wird.<sup>72</sup>

Zu den hochsprachlichen Normen, zur wirklichen „Zierlichkeit und Perfection“ der Sprache, komme man erst, wenn man die *Grammatica Ornata* beherrschte. Deren Ort sei geographisch und sozial bestimmbar: dieses maßgebliche Italienisch sprächen und schrieben die Corteggiani und die Gelehrten an den Höfen von Florenz und Rom. Wirklich funktioniert hat diese Aufteilung wohl nicht, denn Kramer brachte, auf Bitten von „Ungelehrten“ unter seinen Schülern, 1680 die „Toscanische[n] Rudimenta“ als einen „Mittelweg“ heraus.<sup>73</sup> An das Italienisch des Adels und der Studierenden waren also andere Ansprüche zu stellen als an das Italienisch der Kaufleute und ihrer Angestellten, die geschäftlich nach Italien reisten. Der ständische Unterschied fand hier ein sprachliches Korrelat, die Beherrschung der *grammatica congrua* drückte soziale Distinktion aus. Dies war ein Gedanke, der sich auch in den Lehrmitteln für das Deutsche immer wieder findet: die zu lehrende Sprache bzw. Stilebene muss sich nach dem Lernenden richten.

### 1.4.3 Fremdwortdiskussionen

Gottsched und seine Freunde in den „Deutschen Gesellschaften“ in Königsberg und in Göttingen<sup>74</sup>, denen seine „Sprachkunst“ gewidmet war, wollten „unsre zum Theil gar zu ausländischgesinnten [sic] Landsleute, von der unmäßigen Hochachtung gegen fremde Sprachen zurückbringen, und sie dadurch zu wahrhaften deutschen Patrioten machen; die sich nicht schämen eine Sprache zu reden, die von so unzählbaren tapferen Helden, großen Geistern und gelehrten Leuten geredet und geschrieben worden“.<sup>75</sup>

Im übrigen seien die Deutschen beim Sprachenlernen allen anderen Nationen voraus, wie der Weimarer Industrielle Friedrich Justin Bertuch (1790) feststellte: „Wir Deutschen waren von je her [...] die Bienen fremder Literaturen. Keine Nation lernte allgemeiner und lieber die Sprachen aller andern, und durchsuchte ihre gelehrten Schätze so gern als wir. Nicht einheimische Armuth, nein, Wissbegierde und unser geschäftiger Nationalgeist war die Triebfeder davon“.<sup>76</sup>

Diesem Topos begegnet man schon hundert Jahre früher im Vorwort zu einem anonym veröffentlichten Wörterbuch: „Die Edlen Teutschen verdienen vor allen anderen Völkern diß Lob / daß sie [...] zu Erlernung frembder nothwendiger Sprachen / keine Sorg / Mühe und Fleiß / noch Unkosten sparen / umb also mit frembden Völkern nützlich umbgehen zu können / und die menschliche gesellschaft durch dieses Band / so viel an ihnen ist / zu

72 M. Kramer, Vollständige italiänische Grammatica, 1674, unpaginiertes Vorwort, Abschnitt „Methodus docendi“.

73 M. Kramer, Toscanische Rudimenta, 1680, Vorrede an den Leser, unpaginiert.

74 Die Universität Göttingen war noch jung: sie war erst 1737 eingerichtet worden.

75 J. Chr. Gottsched, Grundlegung einer deutschen Sprachkunst, 1748, unpaginiert [S. \*8r.].

76 Fr. J. Bertuch, Manual de la lengua española, 1790, III. Von Bertuch wird in III.14.6 noch die Rede sein.

unterhalten“ (Frankfurt a. M. 1688).<sup>77</sup> Johann Max meinte, „die ganze Welt muß gestehen, dass nirgends so viele Ausländischer Mund-Arten erfahrene Leute anzutreffen als in Teutschland“<sup>78</sup> (Liegnitz 1728), und zwar vom Hochadel bis zum Handwerker.

Von Polenz nannte dies eine deutsche „Vielsprachigkeits“-Tendenz<sup>79</sup>, womit er den Sachverhalt bezeichnen wollte, dass im deutschen Sprachraum seit der Frühen Neuzeit vergleichsweise viele verschiedene Sprachen vergleichsweise intensiv gelernt und verwendet wurden. Auch die barocke Lust an der Sprachmischerei und die Kritik daran hat er erwähnt und mit einigen Beispielen illustriert.<sup>80</sup>

Bei den Humanisten ging es noch um ein vom Lateinischen unabhängiges Deutsch. Simon Roths „Teutscher Dictionarius“ (Augsburg 1571)<sup>81</sup> gilt als das erste Fremdwörterbuch im deutschen Sprachraum. Roth präsentiert im wesentlichen lateinisch-griechische Wortschätze als verdeutschungs- und erklärungsbedürftig.<sup>82</sup> Im 17. Jahrhundert ging es dann um den von vielen bürgerlichen Intellektuellen als übergroß empfundenen kulturellen und politischen Einfluss Frankreichs und, in der Sprache, des Französischen. Die Fremdwort-Diskurse des 17. und 18. Jahrhunderts hat von Polenz differenziert und mit politischem Augenmaß dargestellt.<sup>83</sup> Er hat dabei auch Philipp von Zesen (1619-1689) und Joachim Heinrich Campe (1746-1818) Gerechtigkeit widerfahren lassen: sie waren keine blindwütigen Verdeutscher, sondern erfolgreiche Arbeiter im Garten der Sprache.

Die Debatten über die Fremdwörter und den Umgang mit ihnen fanden ihren Niederschlag in den Sprachbüchern für die Fremdsprache Deutsch. Nicht wenige Autoren thematisierten sie direkt und warnten vor (übermäßigem) Gebrauch von Fremdwörtern. Die Fremdwortfrage stellte sich für viele von ihnen praktisch, wenn sie entscheiden mussten, ob sie die lateinische oder die deutsche grammatische Terminologie verwenden wollten. Mitunter beteiligten sie sich selbst am Verdeutschen von Terminologien; Beispiele dafür finden sich in Teil III.

Ein wesentlicher Grund für das ambivalente Verhältnis vieler Intellektueller zu Frankreich und dem Französischen lag in den Erfahrungen aus den vielen Franzosenkriegen im Westen des Reiches, die namentlich in der Pfalz, am Oberrhein und in Württemberg ein generationenlang überliefertes Trauma begründeten, das auf dem „Reichsfeind“ Frankreich beruhte. Noch mein Großvater Karl Ebinger (1894-1972), ein Württemberger, nannte seinen Hund *Mélaç* nach dem französischen Heerführer, der im Pfälzischen Erbfolgekrieg (1688-1697) Südwestdeutschland verwüstet hatte.

Die Fremdwortfrage wurde sogar zum Gegenstand einer Übung in einem Briefsteller (1788). Der folgende Text sollte ins Französische übersetzt werden:

Sie wollen, mein Herr, daß ich auf Französisch an Sie schreibe, und ich bin ein Deutscher. Freylich ist es jetzt die Mode, und man muß es wohl thun, wenn man nicht mitten in seinem Vaterlande für einfältig will gehalten werden. Ohne das

77 Le Dictionaire orateur, 1688, Vorrede, S. )(2 v.

78 J. Max, Teutscher Schlüssel zu allen Sprachen, 1728, Vorrede, S. )(2 r.

79 Von Polenz 1994, 102f.

80 Ebd., 59-61; vgl. auch Jones 1999.

81 S. Roth, Ein teutscher Dictionarius, 1571.

82 Kremer 2011.

83 Von Polenz 1994, 107-134.

französische ist man kein galanter Mensch; So spricht man. Wie sehr sind wir doch zu beklagen, wir Deutsche! daß wir genöthiget werden, einen Theil unseres Lebens anzuwenden, um so viele Manieren sich auszudrücken zu lernen, welche alle dasselbige bedeuten. Unsere Vorfahren wurden mit ihrem Latein und einem wenigen Griechisch für höchst gelehrt gehalten. Ihre Nachkommen kommen so wohlfeil nicht weg. Man muß außer den todten Sprachen, Französisch, Englisch, Italiänisch und ich weiß nicht welche Sprachen noch besitzen. Es ist so gar lange nicht, da man von einem ehrbaren Manne nichts verlangte als einige fremde Wörter, welche er auf galante Weise in seine Muttersprache hinein zu mischen lernte. Jetzt soll man jede Sprache in ihrer Reinigkeit besitzen; ja man geht so weit, daß man verlanget, man solle sie zierlich zu schreiben wissen. Allein es kommt uns nicht zu, die Welt zu bessern. Wir müssen dem Strome folgen; und dieses giebt mir Gelegenheit an die Hand, Sie auf französisch zu versichern, daß ich nicht aufhören werde, mit den Gesinnungen eines deutschen Herzens zu seyn &c.<sup>84</sup>

Auffällig ist die Resignation, die sich hier äußert: da man nichts gegen „die Mode“ ausrichten könne, müsse man sich ihr unterwerfen. Bemerkenswert sind auch zwei weitere Punkte. Erstens die Liste der Sprachen, die man können sollte: Sie enthält (noch) das Italienische und (schon) das Englische. Zweitens der Hinweis, dass man die fremden Sprachen nicht nur sprechen, sondern auch schreiben könne müsse.

1814 erschien eine Schrift, in der die französische und die deutsche Sprache in Deutschland vor den „Richterstuhl der Denker und Gelehrten“ Deutschlands zitiert werden.<sup>85</sup> Ihr Verfasser war Otto Friedrich Theodor Heinsius (1770-1849), Professor am Berlinischen Gymnasium seit 1802, Vorsteher einer Mädchenschule seit 1803 und seit 1804 auch noch Deutschlehrer am Französischen Gymnasium in Berlin. In der fraglichen Schrift, die im Jahr der Vertreibung der französischen Besatzung aus Deutschland erschien, geht es um die Dominanz des Französischen über andere Sprachen Europas. Diese Dominanz sei problematisch und ungerechtfertigt, und sie habe anderen Sprachen, namentlich dem Deutschen, geschadet. Europa brauche eine andere sprachpolitische Ordnung, in der das Deutsche und das Italienische Schlüsselrollen bekommen müssten. Heinsius zitiert ausführlich aus den Schriften Klopstocks und Leibnizens und aus denen seiner Zeitgenossen Ernst Moritz Arndt (1769-1860) und Friedrich Ludwig „Turnvater“ Jahn (1778-1852), beides deutschnationale Franzosenfresser und romantische Schwärmer von Deutschlands Größe.<sup>86</sup>

#### **I.4.4 Die Beschreibungssprache(n)**

Zu Beginn der Grammatikschreibung, die das Deutsche zum Gegenstand hatte, am Ende des 16. Jahrhunderts, war die Beschreibungssprache das Lateinische. Das konnte auch nicht anders sein, denn eine deutschsprachige Fachterminologie gab es nicht. Eine solche deutschsprachige Terminologie entwickelte sich im frühen 17. Jahrhundert in den Grammatiken von Christoph Helwig (1581-1617), Wolfgang Ratke (1571-1635) und Christian

84 J. C. Chapuset, Sammlung deutscher Aufsätze von Fabeln, 2. Aufl. 1788, 227-229.

85 O. Fr. Th. Heinsius, Der Sprach-Gerichtshof oder die französische und deutsche Sprache vor dem Richterstuhl der Denker und Gelehrten, 1814.

86 BBHS IV, 160f., 169f.; Sauder 1992, 119f.

Gueintz (1592-1650), und sie verbreitete sich rasch. Schottelius und Stieler bauten sie aus.<sup>87</sup> In der Vorrede zu Helwigs kleiner Grammatik (Gießen 1619) heißt es:

Dann ob wol die ins Teutsche ubergesetzte termini technici anfänglich seltzam lauten / dieweil man deren nicht gewohnt / so gibt doch die Erfahrung / wann einem Lehrknaben dieselben termini vorgelegt / und mit gebührendem fleiß erklärt werden / dz er sie viel leichter und ehefasset [eher versteht] / lernet und verstehtet / auch in dem Gedechtnus besser behelt / als die Lateinische / die jhm ganz ohnbekant / unnd gleichsam / wie man zu sagen pflaget / Bohemische Dörffer sind.<sup>88</sup>

In den deutschsprachigen Grammatiken und Deutsch-Lehrbüchern war diese Terminologie im 18. Jahrhundert üblich. In Lehnübersetzungen strahlte sie auf die grammatische Terminologie der nordischen und einiger slavischer Sprachen aus. Im 19. Jahrhundert wurde diese deutschsprachige Terminologie in der akademischen Sprachforschung zugunsten der internationalen, lateinisch-griechisch basierten Fachterminologie wieder aufgegeben. In den Grundschulen und in der „Laien-Lingustik“ hat sie sich jedoch bis heute gehalten.<sup>89</sup>

Die frühen Grammatiken des Deutschen mussten sich auf die lateinische Schulgrammatik stützen, namentlich auf die Donat-Tradition. Aus ihr bezogen sie ihre Kategorisierungen und Methoden. Mitunter verstellte sie den Blick auf Unterschiede zwischen dem Deutschen und dem Lateinischen. So kam es, dass viele Grammatiken und Lehrwerke bis weit ins 18. Jahrhundert hinein für das Deutsche ein Sechs-Kasus-System oder einen Optativ als Kategorie des Modus vorsahen und wir bis heute ein Sechs-Tempus-System ansetzen.

Das Lateinische war aber nicht nur in der Terminologie präsent, sondern wurde mitunter selbst zum Gegenstand des Unterrichts in der Fremdsprache Deutsch. Aus heutiger Sicht mutet es kurios an, dass Longolius in seiner deutschen Grammatik (1715) für die Ungelehrten die Kasussuffixe des Lateinischen aufführt, damit man beim Zitieren in einem deutschsprachigen Text das lateinische Zitatwort korrekt verwenden konnte. Man solle, beispielsweise, nicht „Er hält [sic] es mit dem Cartesius“ sagen oder schreiben, sondern „mit dem Cartesio“.<sup>90</sup> Diese Konvention war dabei zu veralten; 40 Jahre später lehrte Basedow, dass man im Singular „Appius, des Appius, dem Appius, den Appius“ deklinieren solle. Im Plural werde es aber schwierig: „die Appii“ sei lateinisch, „die Appien“ sei „undeutlich“, und „die Appiussen klingt noch dazu barbarisch“.<sup>91</sup>

87 J.G. Schottelius, *Teutsche Sprachkunst*, 1641, 22-27.

88 Chr. Helwig, *Sprachkünste*, 1619, Vorrede, S. Aii v.

89 W. Ratke, *Köthener Sprachlehr*, Köthen 1619. – Chr. Gueintz, *Deutscher Sprachlehre Entwurf*, Köthen 1641. Zur deutschsprachigen grammatischen Terminologie im 17. und 18. Jahrhundert vgl. Kaltz 1978, 231; Barbarić 1981; Naumann 1985, 31-33; von Polenz 1994, 150-152; Kaltz 2005, 45-47. Die deutschsprachige mathematische Terminologie, die im 18. Jahrhundert entwickelt wurde, hat sich in der Wissenschaft besser behauptet; vgl. Langen 1974, 51f., 57, 208f.

90 J. D. Longolius, *Einleitung zu gründlicher Erkänntniß*, 1715, 640-644.

91 J. B. Basedow, *Neue Lehrart und Uebung [...] der Teutschen Sprache*, 1759, 39. Adellung lehnte es ab, „fremde Declinationen mit in die Deutsche Sprache zu mengen“ (UL I, 516). Die Flexion der Latinismen auf -us (sic) ist im Deutschen bis heute problematisch geblieben; vgl. Glück/Sauer 1997, 55-59; Eisenberg 2011, 223-226.

In den Grammatiken und Lehrbüchern für die Fremdsprache Deutsch spielte das Lateinische bis weit ins 18. Jahrhundert hinein eine große Rolle.<sup>92</sup> Weshalb gerade hier? „Weil doch das Latein in allen europäischen Ländern die Muttersprache der gelehrten, und also mehreren Völkern gemein ist“, erläuterte Reichard.<sup>93</sup> Jellinek meinte, dass „die Grammatiken für Ausländer [dadurch] charakterisiert [sind], daß sie lateinisch geschrieben sind“.<sup>94</sup> Das trifft auf viele von ihnen zu, aber nicht auf alle. Wir werden in I.9 darauf zurückkommen.

Auf Lateinisch verfasst waren die meisten auslandsorientierten Grammatiken des 17. Jahrhunderts, etwa die von Stephan Ritter (1589 – nach 1631; Marburg 1616)<sup>95</sup>, Heinrich Schöpf (Lebensdaten unbekannt; Mainz 1625)<sup>96</sup>, Nathanael Dhuez (Duez; 1609 – um 1670; Amsterdam 1668)<sup>97</sup>, Juan Angel de Sumarán (Lebensdaten unbekannt; 1716, 1726a, 1726b)<sup>98</sup> sowie, schon im 18. Jahrhundert, von Georg Barenius (Lebensdaten unbekannt; Nordköping, Hamburg 1708)<sup>99</sup> – immerhin sind dort die deutschen Beispielwörter und -sätze in Fraktur gesetzt. Auch die deutsche Grammatik von Matthias Bél (1684-1749; Halle 1718) war auf Lateinisch verfasst.<sup>100</sup> De Sumaran nutzte auch die Volkssprachen als Beschreibungssprachen.<sup>101</sup>

In Stieler's deutschem Wörterbuch (1691) wechselt die Beschreibungssprache. Es folgt dem Stammwort-Prinzip, d. h. es verzeichnet etwa 500 „Stammwörter“, auf denen etwa 68.000 einzelne Lemmata beruhen.<sup>102</sup> Die Worterklärungen und weitere Erläuterungen sind auf Lateinisch vorgenommen. Auch bei Scipio Lentulus (1650) wechselte die Beschreibungssprache zwischen dem Lateinischen und dem Deutschen (beides in Antiqua gesetzt).<sup>103</sup> Johann Elias Greiffenhahn (1687-1749) verwendete in seinem Lehrbuch des Italienischen (1745) das Deutsche als Beschreibungssprache, aber das Lateinische für das Inhaltsverzeichnis und die Kapitelüberschriften. In der Doppelgrammatik von François Louis Poëtevin und Joseph Anton von Ehrenreich (Ludwigsburg 1728, Augsburg 1783)<sup>104</sup>

92 Nicht nur dort. Langen 1952, 1162 hat ausgezählt, dass um 1740 noch etwa 80% aller philologischen Veröffentlichungen im deutschen Sprachraum auf Lateinisch verfasst waren (zit. nach Semenjuk 2000, 1755).

93 E. C. Reichard, Versuch einer Historie der deutschen Sprachkunst, 1747, 450.

94 Jellinek 1913, 63.

95 St. Ritter, Grammatica Germanica Nova, 1616, nennt französische Jünglinge als Zielgruppe. Vgl. Jellinek 1913, 82; Glück 2002, 438f.

96 H. Schöpf, Institutiones in lingvam Germanicam, sive Allemanicam, 1625.

97 N. Duez, Compendium Grammaticae Germanicae, 1668. Vgl. Jellinek 1913, 83f.; Loonen 1994; Glück 2002, 439.

98 J. A. de Sumarán, Tyrocinivm Gallicvm, Italicvm et Germanicvm, 1617. – Ders., Thesaurus fundamentalis quinque linguarum, 1626. – Ders., Thesavrvs Lingvarum in quo facilis, 1626. Vgl. Bruzzone 2002, 37.

99 G. Barenius, Neue deutsche Sprachkunst, 1707.

100 M. Bél, Institutiones linguae Germanicae, 1718.

101 J. A. de Sumaran, Das Neue Sprachbuch. Liure & instruction pour apprendre des langues, 1621. – Ders., Guide & Conduite de la noblesse, 1621. – Ders., Grammatica y Pronvnciacion Alemana y Española, 1634.

102 Haß-Zumkehr 2001, 83. Zum Konzept „Stammwort“ vgl. Gardt 1994, 160-166; zu Stieler's Normvorstellungen vgl. Klein 2011b.

103 S. Lentulus, Grammatica Italico-Latino-Germanica, 1650. Vgl. dazu Gorini 1997, 58-68.

104 F. L. Poëtevin/J. A. von Ehrenreich, Französische und italienische Sprachlehre, 1728, 2. Aufl. 1783.

war die Beschreibungssprache das Deutsche, aber die Kolumnentitel erscheinen auf Lateinisch.

Um 1700 ändert sich das Bild: immer mehr Grammatiken des Deutschen erschienen in den Sprachen der Völker, denen sie zum Deutschlernen dienen sollten. Die deutsche Grammatik Kramers für die Franzosen (1687) war auf Französisch, die für die Italiener (1694) auf Italienisch verfasst.<sup>105</sup> Jean Pergers „Grammaire allemande, et française“ (1665) und seine „Veritable et unique grammaire alemande“ (1682) sowie Canel's Grammatik (1689)<sup>106</sup> erscheinen auf Französisch. Sieben der zehn Grammatiken des Deutschen, die zwischen 1750 und 1800 in Russland erschienen, waren einsprachig auf Russisch verfasst.<sup>107</sup> Doch auch im 18. Jahrhundert gab es noch auf Lateinisch verfasste Lehrbücher des Deutschen, z. B. Weitenauers „Hexaglotton alterum“ (1762).

### Zusammenfassung

In diesem Kapitel wurde skizziert, wie der Aufbau von Grammatiken im 18. Jahrhundert im Kernbereich gemeinhin aussah. Dieser Kernbereich war die Morphologie. Morphologie bedeutet grosso modo Flexionsmorphologie, obwohl bei manchen Autoren auch die Wortbildungsmorphologie eine Rolle spielt. Im Zentrum steht die Lehre von den Redeteilen, den *partes orationis*. Wir haben, gestützt auf Originalarbeiten und (vor allem) auf die Arbeit von Jellinek, die Kategorisierungen zu explizieren versucht, auf denen die Beschreibung dieser Redeteile beruhte. Besondere Aufmerksamkeit galt der Modellierung des Futurs, der starken Verben und der Wortbildung der Verben, drei Themen, die für die Lehre der Fremdsprache Deutsch wichtig waren und sind. Die nicht flektierbaren Wortarten und die Wortstellung spielen in den Grammatiken des 18. Jahrhunderts noch eine untergeordnete Rolle. Die Grammatiken von Gottsched und von Adelung waren die wichtigsten Grammatiken des 18. Jahrhunderts. Sie sind in der vorstehenden Darstellung an den passenden Stellen berücksichtigt, werden aber in Teil II noch einmal zusammenhängend referiert, ebenso die auf die deutsche Grammatik bezogenen Arbeiten Kramers.

Grammatiken und Lehrbücher, die in einem bestimmten Sprachraum besonders wichtig waren aufgrund ihrer großen Verbreitung oder uns wichtig erscheinen, weil sie originelle Beobachtungen zur deutschen Grammatik oder pfiffige Vorschläge zur Lehre der Fremdsprache Deutsch enthalten, werden in Teil III referiert und kommentiert werden. Diese Darstellungen werden einen Eindruck davon vermitteln, welche Bereiche von Grammatik und Lexik des Deutschen in welcher Ausführlichkeit, mit welcher Sachkenntnis und mit welchen didaktischen Konzepten gelehrt wurden. Sie sollen weiterhin die „auslandsgermanistische“ Produktion von Grammatiken und Lehrbüchern auf diejenige der „Inlandsgermanistik“ beziehen und Vergleiche ermöglichen. In Teil III wird auf den Aufbau von Grammatiken im 18. Jahrhundert, wie er in diesem Kapitel skizziert wurde, ständig Bezug genommen werden.

Die Grammatikschreibung für das Deutsche im 16. Jahrhundert begann in lateinischer Sprache, denn das Deutsche verfügte noch nicht über eine Fachterminologie. Die Autoren

---

Die Lebensdaten der beiden Autoren sind unbekannt.

105 M. Kramer, *Le parfait guidon*, 1687. – Ders., *Die richtige Grund-Festen*, 1694.

106 P. Canel, *Königliche Teutsche Grammatic*, 1689.

107 Koch 2002, 368. Näheres dazu in III.4.4.

der Lehrbücher für die Fremdsprache Deutsch verwendeten im 17. Jahrhundert ebenfalls (vor allem) das Lateinische, doch das hatte einen anderen Grund: sie wollten ihre Lehrbücher für Gebildete unterschiedlicher Muttersprache verwendbar halten. Im 18. Jahrhundert ist die vorherrschende Beschreibungssprache die Sprache des Landes, in dem das Lehrbuch verwendet werden soll, doch werden auch das Lateinische und das Deutsche verwendet.

## I.5 Die Beschaffenheit der Fremdsprache Deutsch

Die Frage, was mit „Deutsch“ gemeint war, wenn von der Fremdsprache Deutsch die Rede war, stellt sich im 18. Jahrhundert anders als in den Jahrhunderten davor.

In den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts war die sprachliche Variation in den Lehrmaterialien noch hoch. Wenn die Frage nach den Normen, die maßgeblich seien, überhaupt angesprochen wurde, dann in Formulierungen wie der, man sei dem Sprachgebrauch „der besten Schriftsteller“ gefolgt. Oft findet sich der Hinweis, dass das Deutsch der Obersachsen in Wortschatz und Grammatik das beste Deutsch sei, während die beste Aussprache bei den Norddeutschen zu finden sei. Es geht hier um „Normdiskurse, in denen ‚richtige‘ von ‚falschen‘ Varianten unterschieden wurden“<sup>1</sup> und, so möchten wir ergänzen, pragmatisch passende von unangebrachten, schöne von hässlichen, „gute“ von „schlechten“<sup>2</sup> Varianten, denn es ging nicht nur um Sprachrichtigkeit, sondern auch um Angemessenheit und Ästhetik. Doch kann man in den Lehrmaterialien aus der ersten Jahrhunderthälfte meist den Dialekthintergrund des Verfassers erkennen; oberdeutsche Autoren lehrten noch lange schwäbisch-alemannisch oder bairisch gefärbtes Deutsch. Dass es ihnen als ‚richtiges‘ Deutsch galt, darf man unterstellen. Beispiele dafür sind in Kapitel I.7 gesammelt.

In der Mitte des Jahrhunderts änderte sich das Bild, denn nun setzte sich rasch Gottscheds Ausprägung des „meißnischen Deutsch“ durch. Damit wurden dialektale Besonderheiten zu Archaismen, Provinzialismen, Soloikismen, Barbarismen, kurz: Fehlern.<sup>3</sup> Dieses „meißnische Deutsch“ prägte die Normen des Hochdeutschen. Sie beruhten auf dem Sprachgebrauch der „Oberen Classen“ in Obersachsen. Gottsched hat diesen Sprachgebrauch in seiner „Deutschen Sprachkunst“ (1. Auflage 1748) erfasst und viele Schwankungen beseitigt, indem er Normen festlegte. Weil dieses Werk für die Lehrbücher der Fremdsprache Deutsch seit der Jahrhundertmitte maßgeblich wurde, wird es ausführlich im Hinblick darauf vorgestellt werden, wie es aufgebaut ist und an welchen Punkten es direkt auf den Erwerb der Fremdsprache Deutsch eingeht (Kap. II.2). Ebenso werden wir mit dem „Umständlichen Lehrgebäude“ (1782) von Adelung (Kap. II.3) verfahren, das am Ende des Jahrhunderts Gottscheds „Sprachkunst“ als maßgebliche Grammatik ablöste.

Eine Abgrenzung des Deutschen gegen das Niederländische war im 18. Jahrhundert nicht mehr notwendig, denn es war klar, dass es eine selbständige Nachbarsprache des Deutschen darstellt. Auch die terminologische Abgrenzung (*niederländisch* vs. *niederdeutsch*) setzte sich allmählich durch.<sup>4</sup>

Der Schlesier Fabian Frangk war der erste, der in seiner „Orthographia deutsch“ (Wittenberg 1531)<sup>5</sup> eine einheitliche deutsche Hochsprache postulierte. Wo fand Frangk

---

1 Klein 2011c, 309.

2 Elias 1997, I, 241.

3 Jellinek 1913, 44-46.

4 Bd. I, 24-37.

5 F. Frangk, Orthographia deutsch, Lernt, recht buchstäbig deutsch schreiben. Durch M. Fabian Franken. Wittenberg 1531. Nachdruck in J. Müller, Quellenschriften, 1882, Nr. XI, 92-110.

dieses hochsprachliche Deutsch? In der Kanzlei Kaiser Maximilians I., in Luthers Schriften und den Augsburgern Drucken des Johann Schönsperger. Keine dieser drei Varietäten konnte sich letztlich durchsetzen. Das bairisch grundierte Deutsch der kaiserlichen Kanzlei in Wien (und zeitweise in Prag) war in Mittel- und Norddeutschland nicht akzeptabel, Luthers Deutsch war für den katholischen Süden lange Zeit unannehmbar, und das Deutsch des Augsburgers Druckers hatte wenig Breitenwirkung. Luthers Deutsch wurde jedoch für die Grammatikographie und Lexikographie von Clajus bis Gottsched und Adelung vorbildlich. Bis dahin war es aber noch ein langer Weg. Johann Güntzel schrieb im Vorwort zu seinem Italienisch-Lehrbuch (1650):

Wir wollen uns nicht rühmen / daß wir das Teutsche allenthalben recht verstehen / zu geschweigen andere Sprachen / dann ein Mensch lehrnet biß er wol 100. Jahr alt wird / daranch legt er sich nider und stirbt / da hat alsdann alle zitliche Kunst unnd Ruhm ohne das ein Ende.<sup>6</sup>

Nicht einmal er, der den Deutschen Italienisch beibringen wollte, verstand alle Varianten seiner Muttersprache.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts schied sich das moderne Neuhochdeutsch vom Frühneuhochdeutschen. Diese Epochengrenze wird oft mit dem Wirken von Schottelius begründet, dessen Arbeiten die Reflexion über die Grammatik des Deutschen auf eine neue Stufe hoben, besonders in der Wortbildung.

Die normierende Kraft von Schottelius' „Ausführlicher Arbeit“ war groß. Sie setzte für Jahrzehnte die Standards in der Grammatikschreibung.<sup>7</sup> Die großen Wörterbücher von Stieler und Kramer wurden vorbildlich für die Lexikographie des Deutschen und namentlich für die Lehrmittel, die zur Vermittlung der Fremdsprache Deutsch entstanden. Solche Lehrmittel sind angewiesen auf klare, akzeptierte und übergreifende Normen.

Schottelius stellte fest, dass das Hoch- und das Niederdeutsche keine Dialekte voneinander seien, sondern verwandte Sprachen, die jeweils „ihre unterschiedene mundarten und Dialectos“<sup>8</sup> besäßen. Das Hochdeutsche selbst sei kein Dialekt im eigentlichen Sinne, sondern „die eigentliche deutsche Sprache, wie sie gelehrte, weise und erfahrene Männer endlich anerkannt haben und verwenden.“<sup>9</sup> Auch die Meinung mancher Ausländer, die Deutschen seien „grobe brummende Leute, die mit röstigen Worten daher grummen / und mit hartem Geleute von sich knarren“, sprach er an, und verwahrte sich gegen die Auffassung, das Deutsche könne „nicht verstanden / noch von anderen recht erlernt“ werden.<sup>10</sup> Das Niederdeutsche verlor im 16. Jahrhundert seinen früheren Status einer Hoch- und Literatursprache. Es ging danach nur noch um die Frage, was das richtige, vorbildliche Hochdeutsch sei.

6 J. Güntzel, *Hauptschlüssel Der Teutschen und Italiänischen Sprache*, 1648, Vorrede.

7 Vgl. Bergmann 1982; von Polenz 1994, 152-155, 170 (mit weiterer Literatur); Gardt 1994, 368-385; Gardt 1999, 128-135; Huterer 2001, 31-37; McLelland 2011 (mit weiterer Literatur); Klein 2011a.

8 J. G. Schottelius, *Ausführliche Arbeit*, 1663, 152.

9 „Lingua ipsa Germanica, sicut viri docti, sapientes et periti eam tandem receperunt et usurpant [...]“.  
J. G. Schottelius, *Ausführliche Arbeit*, 1663, 174.

10 J. G. Schottelius, *Ausführliche Arbeit*, 1663, Bd.1, fol. b iij v.

Stielers „Kurze Lehrschrift von der Hochteutschen Sprachkunst“ ( Nürnberg 1691)<sup>11</sup> erschien als Anhang zu seinem Wörterbuch. Sie hat eine eigenständige Paginierung. Es handelt sich um eine grammatische, v. a. morphologische Beschreibung des Deutschen im Umfang von 234 Seiten, also eine veritable Grammatik. Dort schreibt er, ganz im Sinne von Schottelius, dass das Hochdeutsche von allen Dialekten des Deutschen unterschieden werden müsse und als „eine durchgehende Reichs Haubtsprache“ zu konzipieren sei. Es sei erst noch zu schaffen. Das sei notwendig, um dem Deutschen einen verbindlichen Standard zu geben, der über den Dialekten stehen müsse. Dienlich sei das den Deutschen selbst, die nun dialektbedingte „grosse Fehler in ihren teutschen Schriften“ identifizieren und vermeiden könnten, aber ebenso den Ausländern, die man ohne eine ordentliche „Sprachkunstlehre [...] nimmermehr [...] im Teutschen unterrichten werde recht teutsch zu reden / zu schreiben / oder zu verstehen“ (ebd.).<sup>12</sup>

Den Sprachlehrern steht es Kramer zufolge nicht zu, Normen zu setzen: „Ich bin ja kein Sprachmacher / in dessen Gewalt stünde der Regularum und Observationum viel oder wenig zu schmiden / sondern ein Sprachmeister / dessen Amt ist zu lehren / was durch allgemeinen Consens der Völcker und der Gelährten ist aufgebracht worden“.<sup>13</sup> Mit dem „allgemeinen Consens der Völcker“ in Bezug auf den Standard des Deutschen war es um 1700 noch nicht weit her. „Die Gelährten“ rangen noch um die Regeln und Normen, auf denen der Standard aufbauen sollte. Ein Sprachmeister musste, das impliziert diese Bemerkung, im Zweifelsfall selbst Hand anlegen und entscheiden, was er als richtig lehren und als problematisch oder falsch ausscheiden wollte. Es spricht sehr für Kramer, dass er das sah und klar aussprach.

Häufig wurde die dialektale Vielfalt des Deutschen als Problem für die Lexikographie thematisiert. Wiederum zitieren wir Kramer als Beispiel:

Wann sich die Variation in verschiedener Mundart / und zwar nur in einfachen Wörtern befindet / so ist selbige auch ebenmässig auf unterschiedliche teutsche Lands-Leute / als Oesterreicher / Francken / Rheinländer / it[em] Ober- und Nider-Sachsen &c und dergleichen angesehen / V. G. Hefftlein und Stecknadel, Plateiß und Scholle &c.<sup>14</sup>

Um jedoch überhaupt festlegen zu können, was als überlandshaftlicher Usus, als gemeines Deutsch gelten sollte, musste man die sprachlichen Eigenheiten der einzelnen Dialekte kennen. Aus dieser Notwendigkeit entsprang das Interesse an den regionalen Ausprägungen des Deutschen, die seit der Mitte des 18. Jahrhunderts in sogenannten Idiotika gesammelt wurden.<sup>15</sup>

11 K. Stieler, Kurze Lehrschrift von der Hochteutschen Sprachkunst, in: Der Teutschen Sprache Stamm-  
baum und Fortwachs, 1691 (Bd. 3 der Münchner Ausgabe). Zu Stieler vgl. Ising 1956; Ising 1968; von  
Polenz 1994, 182-185, 376-378; Kühn/Püschel 1990, 2052; Klein 2011.

12 K. Stieler, Kurze Lehrschrift von der Hochteutschen Sprachkunst, in: Der Teutschen Sprache Stamm-  
baum und Fortwachs, 1691, 2 (Bd. 3 der Münchner Ausgabe).

13 M. Kramer, Grössere Italiänische Grammatica, 1694, unpaginiertes Vorwort.

14 Das neue Dictionarium Oder Wort-Buch In Italiänisch-Teutscher und Teutsch-Italiänischer Sprach,  
1676, unpaginiertes Vorwort, vorletzte Seite.

15 Vgl. dazu Kühn 1978, 125-14; Kühn/Püschel 1990, 2059-2061; von Polenz 1994, 196-198. Haß-  
Zumkehr zufolge entstanden im 18. Jahrhundert etwa 140 solcher Idiotika (2001, 96). Wichtige Anstöße

Im mehrheitlich katholischen Süden war man im 18. Jahrhundert besonders weit entfernt von den obersächsischen Ansätzen zu einem hochdeutschen Standard, weil das Deutsche dort lange nicht als Sprache galt, in der höhere geistige und kulturelle Dinge zu sagen wären: dafür hatte man das Lateinische und die großen romanischen Fremdsprachen. Johann Balthasar von Antesperg (ca. 1682-1765) beklagte diesen Sachverhalt folgendermaßen (1734): schwer hätten es solche Völker, die

bey dem unfähigen Gewalt des reinen Ausdrucks / und bey der Unwissenheit der ersten Linien ihrer Sprache noch immer in Fesseln liegen. Denn eine ungewisse Sprache ist eine Strafe Gottes / ein Gespötte der Ausländer / ein untauglicher Werkzeug angenehmer / und nützlicher Bücher / eine Schande / und eine Verwirrung ihres eigenen Volks.<sup>16</sup>

Ein unnormierte Sprache ist – unter anderem – „ein Gespötte der Ausländer“, der Anderssprachigen also. In Wien waren das zu Antespergs Zeit neben Slaven und Magyaren vor allem Italiener und Spanier, die dort ihre Muttersprachen sprechen konnten, weil es bei Hofe und um den Hof herum gar nicht notwendig war, deutsch zu können. Antesperg empfand das als Mangel. Wie äußerte sich diese „Strafe Gottes“? Sie äußert sich darin, dass die Deutschen die Sprache ihres „beglückten Vaterlands“ nicht beherrschen:

Dann unsere Schreibart ist unrein / ungewiß und undeutsch: unsere Schriften sind nur nach Gutdünken / und voller Fehler; wir wissen nicht / was wir schreiben / weniger wie wir schreiben sollten: unsere Mundart ist rau / wie die heisere Töne; Wir sind noch Fremdlinge in unserer Landessprache / Verächter des Eigenen und lüsterne Schüler der Ausländer.<sup>17</sup>

Dass es wenig attraktiv für „die Ausländer“ sein musste, eine Sprache zu erwerben, die nicht einmal von ihren Muttersprachlern wirklich beherrscht wurde, war für ihn evident. Bevor man die Fremdsprache Deutsch popularisieren könne, müsse erst einmal die Muttersprache Deutsch geregelt, normiert und ordentlich gesprochen und geschrieben werden. Das scheitere aber nicht nur an der Vorliebe der Deutschen für das Französische, sondern auch daran, dass man nur mit Lateinkenntnissen eine akademische Karriere machen könne:

Sie verlegen sich auf das Latein, und bleiben im Deutschen mit einer Gleichgültigkeit, als wann es einem Deutschen eine Schande wäre, die dem Vaterland eigene und nützlichste Sprache recht zu reden und regelmäßig zu schreiben, welches eine Art ist, wodurch unsere vortrefflichste Sprache merklich unterdrucket und bey den Ausländern in Verachtung gebracht wird.<sup>18</sup>

---

zur Erstellung und Veröffentlichung von Idiotika für einzelne Regionen und Städte Süddeutschlands gab Chr. F. Nicolai in seiner zwölfbändigen „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz, im Jahre 1781“ (1783-1796), in der Anmerkungen und Wörterverzeichnisse zu einer Reihe von (Stadt-) Dialekten dokumentiert sind, nämlich zu Nürnberg, Wien, Bern, Augsburg, Ulm, Österreich, Baiern und zum Schwäbischen, aber auch zum Ungarischen. BBHS VI, 329f.

16 J. B. von Antesperg, Kayserliche Teutsche Sprachtabelle, 1734, zit. nach Wiesinger 1997, 342f.

17 Ebd.

18 J. B. von Antesperg, Die Kayserliche Deutsche Grammatick, 1747, Vorrede, unpaginierte Seite (§10, nach S. a5).

Dieser Gesichtspunkt wurde auch für die Verbreitung der hochdeutschen Normen „nach innen“ geltend gemacht, beispielsweise von dem Kemptener Lehrer Donatus Hoffmann (Augsburg 1780), der meinte, dass „jene pöbelhafte Red- und Schreibart, welche ihnen mit der Sprache selbst beygebracht worden ist“, Bauern, Bürgern und „Kriegleuten“ nachzusehen sei, man bei gebildeten Leuten aber anständiges Hochdeutsch erwarten müsse. Dafür gibt er Beispiele: „Gar zu pöbelhaft ist es geredet, wenn man z. E. statt *gewesen*, *laufen*, *nein*, sagt: *gewee*, *laufe*, *ne*, oder *na*, oder *gar noi*, und dergleichen“.<sup>19</sup> Den Einwand, dialektbedingte Fehler seien Kleinigkeiten, über die es sich nicht zu reden lohne, lehnt er ab mit dem Hinweis, dass man Kleinigkeiten im Latein- und Französischunterricht schließlich auch nicht durchgehen lasse.<sup>20</sup> Sein eigenes Hochdeutsch zeigt übrigens klare Spuren des Schwäbischen (z. B. *-nuß* statt *-nis*, Wortformen wie *Prob*, *Bronnen*), und das Sechs-Kasus-Schema bei den Nomina weist sein Werk als konservativ im Kategorialen aus.

Bödiker (1690/1709) reservierte den Ausdruck ‚Hochdeutsch‘ für eine Schriftsprache, die nirgendwo gesprochen werde: „Die Hochdeutsche Sprache ist keine Mund-Art eines einigen Volcks oder Nation der Deutschen / sondern auß allen durch Fleiß der Gelahrten zu solcher Zierde erwachsen / und in gantz Deutschland üblich. Nur / dass ihr die Meißner und Ober-Sachsen am nechsten mit reinlicher Aussprache kommen“.<sup>21</sup> Das südliche Deutsch hieß bei ihm nicht *Hochdeutsch*, sondern *Oberländisch*.<sup>22</sup> Die Konsequenz aus dieser Erkenntnis zog Barthold Hinrich Brockes (1680-1747), einer der Begründer der Hamburger „Teutschübenden Gesellschaft“ (1715), in einer Abhandlung über Reime (1721). Dort empfahl er als „erste Regel“: „Man muß sprechen, wie man schreibt“.<sup>23</sup> Er propagierte eine Leseaussprache für das Hochdeutsche, wie sie im niederdeutschen Norden üblich war. Empfehlenswert konnte sie jedoch nur dann sein, wenn die Orthographie halbwegs stabil und einheitlich war. Das war sie 1721 noch längst nicht.

In einer Liste der starken Verben („verbi irregolari“) des Deutschen verwendete Kramer in seiner deutschen Grammatik für Italiener (1694) die Abkürzung *O. R.* („ò regolare“), die besagen sollte, dass das betreffende Verb nur in Obersachsen stark, sonst schwach („regolare“) sei.<sup>24</sup> Er traute sich offenbar nicht, obersächsische Besonderheiten als Ab-

19 D. Hoffmann, Kurzer Begriff der deutschen und zugleich allgemeinen Sprachlehre, 1780, 9. Weitere Beispiele für die im 18. Jahrhundert – vor allem in Nord- und Mitteldeutschland – übliche Abwertung der Sprechweise der unteren Klassen als Pöbel-, Land- oder Provinzsprache finden sich bei Nerius 1967, 37f. und bei von Polenz 1994, 224-227.

20 D. Hoffmann, Kurzer Begriff der deutschen und zugleich allgemeinen Sprachlehre, 1780, S. )(2 v.

21 J. Bödiker, Grund-Sätze der Deutschen Sprachen, 1690/1709, 210f. Eine Sammlung weiterer (positiver) Epitheta für das Meißnische Deutsch findet sich bei von Polenz 1994, 140. Zur Herausbildung und Verbreitung der hochdeutschen Standardnormen im 16. und 17. Jahrhundert vgl. Josten 1976.

22 Nicht nur bei ihm; von Polenz 1994, 146 führt all die (Teil-) Synonyme auf, die für die (angestrebte) deutsche Standardsprache vom Spätmittelalter („gemein Deutsch“) bis zum 18. Jahrhundert („Hochdeutsch“) verwendet wurden, ebenso die negativen Bezeichnungen für Varietäten, die dem jeweiligen hochsprachlichen Ideal nicht entsprachen. Dort wird deutlich gemacht (146-149), dass der Ausdruck *hochdeutsch* weniger eine geographische (*oberdeutsch*) als eine soziale Extension hatte (Deutsch der höheren Stände).

23 B. H. Brockes, Beurtheilungen einiger Reim-Endungen, 1721, 8. Der lange Weg zu einer „Lautungs-norm“ (einem orthoepischen Standard) für das Hochdeutsche, die auf einer norddeutschen Leseaussprache („Nieder-Hochdeutsch“ nannte sie Adeling) beruhte, ist bei von Polenz 1994, 142-146, nachgezeichnet. Insoweit traf der Hamburger Brockes durchaus ins Schwarze.

24 M. Kramer, Die richtige Grund-Festen der Teutschen Sprache, 1694, 694f.

weichungen oder gar Fehler zu kritisieren, selbst dann nicht, wenn sie seinem ripuarisch grundierten und oberdeutsch überlagerten Sprachgefühl widersprachen.

Longolius betrachtete die dialektale Vielfalt als einen besonderen Reichtum der deutschen Sprache, beschränkt sich aber in seiner Sprachlehre (1715) „auf das galante und hohe Teutsche“.<sup>25</sup>

Kramer richtete sich bei der Auswahl der Lemmata in seinem deutsch-französischen Wörterbuch (1715) nach „modernen Büchern“ und dem, was in „des Heil. Röm. Reichs-Canzleyen üblich“ sei. Ausgeschlossen hatte er Fremdwörter („verfranzosirt-, verlatinisirt-, und dergleichen àlamode-Wörter“), poetische und „affectirte Roman-worten“, Dialektismen und „unzüchtige, keusche Herzen und Ohren verletzende, und garstige *ideas* erweckende Worte und Reden, die einige sich nicht schämen, noch Sünden fürchten, ihren Dictionarien einzuschalten, junge Leute dadurch zu ärgern (Eph. 5, 3<sup>26</sup>) und ihnen die Hurerey als einen erlaubten Scherz, und als eine wol anständige Galanterie vorzustellen“.<sup>27</sup> Es geht also gegen vier verschiedene Unzuträglichkeiten, die in jenem vorbildlichen Deutsch keinen Platz hätten, nämlich (1) Fremdwörter, (2) Neologismen aus der schönen Literatur, (3) Dialektismen, regional Beschränktes und (4) sittlich-moralisch Verwerfliches.

Das sahen andere Autoren anders. Im Vorwort zu seiner Bearbeitung des italienisch-deutschen Wörterbuches von Clemente Romani (1708-1763)<sup>28</sup> schrieb der nachmalige Altdorfer Professor Wolfgang Jäger (Nürnberg 1764)<sup>29</sup>, dass er auch „Provinzialwörter“ aufgenommen habe, denn im wirklichen Leben kämen eben auch Ausdrücke vor, die nicht toskanisch seien und die man dennoch verstehen müsse. Im deutsch-italienischen Teil hingegen habe er „durchgehends lauter bewährte und vollkommen gute Ausdrücke“ verzeichnet, was seinen Wert für italienischsprachige Benutzer zweifellos minderte, weil ihnen so der Zugang zu Bereichen des deutschen Wortschatzes verschlossen blieb, die für die Kommunikation im Alltag ja nicht ganz unwichtig waren.<sup>30</sup>

Die Alternative zum meißnischen Hochdeutsch war aus süddeutsch-katholischer Sicht der österreichische und bairische Kanzleistil des 17. Jahrhunderts, der in München und Wien bis ins 18. Jahrhundert hinein gepflegt wurde. Der schwäbische Augustiner Gelasius Hieber (1671-1731) gehörte zu den Initiatoren des „Parnassus Boicus“, einer bairischen Vereinigung zur Pflege der deutschen Sprache und Literatur im Sinne einer katholisch geprägten Aufklärung. Sie existierte (mit Unterbrechungen) von 1722 bis 1740 und gab (von 1722 bis 1727) eine gleichnamige Zeitschrift heraus. Hieber bestimmte (1724) das vorbildliche Hochdeutsch folgendermaßen: es sei „die Red- und Schreib-Art der Gelehrten / welche Kenner / Meister und Besitzer seyn diß unserer mannhafften / körnig- und zierlich-

25 J. D. Longolius, Einleitung zu gründlicher Erkänntniß, 1715, 540.

26 „Von Unzucht aber und jeder Art Unreinheit oder Habsucht soll bei euch nicht einmal die Rede sein, wie es sich für Christen ziemt“ (Epheserbrief 5,3).

27 M. Kramer, Neu-vollständiges Teutsch-Frantzösisches Wörter-Register, 1715, S. b1v., b2r. Ähnlich äußerte er sich in der Vorrede zum Nider-Hoch-Teutsch und Hoch-Nider-Teutsch Dictionarium, 1719, S. a3r. – a3v.

28 Sein bewegter Lebenslauf ist in BBHS VII, 220f. skizziert.

29 C. Romani, Nuovo dizionario italiano-tedesco e tedesco-italiano, 1764.

30 Ebd., S. )(3).